UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00626636 5

Philosophische Terminologie

in

psychologisch-soziologischer Ansicht

Von

FERDINAND TÖNNIES

DIESE ABHANDLUNG ERHIELT DEN WELBY-PREIS (1898)

Leipzig
Verlag von Theod. Thomas
1906

B
49
T6

Vim verborum qui ignorant,
facile in ratiocinatiis decipiuntur.

ARISTOTELES.

659832
28. S. 57

Herrn

Georg Hoffmann

o. ö. Prof. der semitischen Sprachen an der
Chr. Albr. Universität zu Kiel

freundschaftlich gewidmet.

„Das Beste wird nicht deutlich durch Worte."

GOETHE.

Vorwort (1897).

Das Preisthema lautet (ins Deutsche übertragen):

»Die Ursachen der gegenwärtigen Unklarheit und Verworrenheit in psychologischer und philosophischer Terminologie, und die Richtungen, in denen wir auf praktisch wirksame Abhülfe hoffen dürfen«.

Zur Erläuterung des Themas war hinzugefügt worden, was wir gleichfalls hier übersetzen:

»Der Geber des Preises wünscht, daß allgemeine Rücksicht genommen werde auf die Klassifikation der verschiedenen Weisen, in denen von einem Worte oder anderem Zeichen gesagt werden kann, daß sie »Bedeutung« haben und auf die entsprechenden Unterschiede der Methode in Übertragung oder Auslegung von »Bedeutungen«. Das Preis-Komitee wird die praktische Nützlichkeit des ihm unterbreiteten Werkes als vorzugsweise wichtig betrachten«.

Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes hat im Thema selber und in den Erläuterungen die Aufforderung erblickt, das Wesen von Zeichen im allgemeinen, und von Worten im besonderen, von neuem zu untersuchen. Er hielt sich um so mehr dazu berechtigt, als mehrere der einflußreichsten philosophischen Autoren früherer Zeit, in der gleichen Absicht auf Beseitigung terminologischer Unklarheit und Verworrenheit, regelmäßig ebenso für geboten hielten, in eingehender Weise Wesen und Ursprung von Wortbedeutungen überhaupt, darzustellen.

Der gegenwärtige Autor glaubte aber, durch seine Bestimmung und Einteilung des Begriffes »Wille«, insonderheit durch Unterscheidung der Formen eines sozialen Willens, eine verbesserte Basis für solche Darstellung zu schaffen.

Die »praktische Nützlichkeit« dieser Leistung sieht er — außerdem, daß jede Vertiefung in bedeutsame Probleme für nützlich gelten darf — darin, daß sie dazu beitragen soll, das Ziel selber zu fördern: die Einigung über Begriffe und über die Kunstausdrücke, mit denen sie bezeichnet werden. Denn zu diesem Zwecke hält er

für unerläßlich, daß den Denkern, und zumal den angehenden Denkern, ein klares und starkes Bewußtsein erzeugt oder befestigt werde ihrer Macht über die Materie, ihrer freien Verfügung, nicht allein über Laute und andere Zeichen zur Notierung, sondern auch über Ideen zur Bildung von Begriffen. Wegen Dunkelheit und Unzulänglichkeit des Begriffes, den man mit dem Worte »Wille« zu verbinden pflegt, wird aus diesem »der Willkür Tür und Tor eröffnen« regelmäßig die absurde Folgerung gewonnen, grundlose, d. h. vernunftwidrige Laune werde damit zur Herrin gemacht. Als ob, wenn ich jemandem freie Verfügung über ein großes Vermögen gebe, ich ihn dadurch anweisen wollte, sein Vermögen zu verschwenden oder auf törichte Weise anzulegen. Ich gebe ihm allerdings das Recht dazu, aber ich gebe ihm zugleich das Recht zur weisesten Verfügung, Einteilung, Bestimmung jedes Stückes davon, und wenn ich auf seinen Willen Einfluß habe, so werde ich ihn lehren, seinen deutlich vorgestellten Zwecken gemäß über seine Mittel zu disponieren; kann ich aber sogar auf seine Zwecksetzungen einwirken, so werde ich ihn lehren, daß er sich vornehme, so sehr als möglich auf menschlich edle Art zu leben und nicht auf den sinnlichen Genuß oder auf eitle Ehren sein Streben gerichtet zu halten. Ebenso ist die Freiheit des Denkers zu verstehen. Es muß vorausgesetzt werden, daß er seinen Willen dahin bestimmt habe, Wirklichkeit in ihrer Beschaffenheit und in ihrem Zusammenhange zu erkennen, oder es muß ihm dieser als sein (wenigstens) nächster Zweck klar gemacht werden. Besitzt er aber diese Klarheit, so steht alsbald, anstatt einer lustigen Schwelgerei, eine überaus schwierige Aufgabe vor seinen Augen: auf die sachlichste, nützlichste, angepaßteste Art soll er über die gewaltigen Mittel des Gedankens verfügen, die besten, d. h. jenem Zwecke am vollkommensten entsprechenden Begriffe soll er gestalten, und die brauchbarsten, bequemsten, leichtest-verständlichen Zeichen soll er prägen und jenen Begriffen anhängen. Nicht jeder und nicht der Lehrling oder Geselle wird sich so hoher Kunst gewachsen fühlen, und ganz eigentlich gelten auch in diesem Gebiete die Goethe'schen Maurer-Verse:

»Wer soll Lehrling sein? — jedermann!«
»Wer soll Geselle sein? — der was kann!«
»Wer soll Meister sein? — der was ersann!«

Sie alle aber müssen wissen, daß sie einem großen Bunde angehören, der durch alle Völker geht, der Gelehrten-Republik, und daß in dieser, für diese zu wirken, in ihr verstanden, anerkannt zu werden,

Nachfolge und Mitarbeit zu finden, höchstes Ziel der Meisterschaft immer gewesen ist. So fühlt alsbald der individuelle Wille auf der Höhe seines Machtgenusses und Künstlerstolzes, einem mächtigeren, Achtung heischenden sozialen Willen sich gegenüber, der selber sich bildend in einer Ratsversammlung, in der die Stimmen der erlesensten Meister das größte natürliche Gewicht haben, seines Amtes der Sonderung und Auslese waltend, mit entscheidender Souveränetät bestimmt, was allgemeine, was dauernde, was allgemeine und dauernde Geltung haben soll.

Wie sehr wir noch in den Anfängen wissenschaftlicher Erkenntnis vom Menschen stehen — um die es bei aller Psychologie und Philosophie im modernen Sinne wesentlich sich handelt — läßt sich daran ermessen, daß so außerordentlich wenig über ihre Ziele und Wege Klarheit und Übereinstimmung angetroffen wird. Allenfalls wird zugegeben — wenn auch selten danach gehandelt — daß nicht aus Worten philosophiert werden dürfe, sondern das Wort ein an sich gleichgültiges Zeichen sei, dessen Wert ganz und gar dadurch bestimmt wird, daß es zweckmäßig gebildet und daß es zur Erregung der gewollten klaren und deutlichen Vorstellung oder — im eigentlichen, dem abstrakten Denken — zur Erinnerung an die eigene, fremde oder gemeinsame Tätigkeit der Begriffsbildung und dadurch an den Inhalt solches Begriffes diene. Viel weniger erkannt wird die Möglichkeit und Bedeutung der willkürlich-freien Begriffsbildung selber, oder sie wird mit der bloßen Determinierung einer Wortbedeutung verwechselt. Und doch liegt hier der Springquell für die Bewältigung der größten Probleme. Der Begriffsstoff ist das Eisen, das wir als Denker zu schmieden haben. Mannigfache Geräte müssen daraus zusammengefügt werden: zum Graben, zum Pflügen, zum Kämpfen, zum Schmieden selber. Das wissenschaftliche Denken ist nicht von ungefähr. Es will in harter Arbeit erlernt, mit zäher Ausdauer, in heißem Ringen, geübt, seine Regeln und Methoden wollen erkannt werden. Natürliche Begabung wird erfordert wie zu jeder anderen Kunst, aber auch der Fähigste wird in die Irre gehen, wenn er von dem Wahne sich leiten läßt, oder darin bestärkt wird, als ob Philosophie durch lebhafte Anschauung, Fantasie und poetische Rede, anstatt durch genaues und strenges Denken ihren Charakter empfangen müsse.

In der Meinung aber, daß ein redliches Bemühen, auch wenn man sein Gelingen nicht anerkennen sollte, um tiefere Begründung dieser Erkenntnisse, wenigstens als guter Wille geehrt zu werden

verdiene, wagen wir, uns die Aussprüche eines berühmten Vorgängers zu eigen zu machen: »*The consideration then,* meint JOHN LOCKE *(Essay on human understanding IV, 21, 4), of ideas and words, as the great instruments of knowledge, makes no despicable part of their contemplation, who would take a view of human knowledge, in the whole extent of it. And perhaps, if they were distinctly weighed and duly considered, they would afford us another sort of logick and critick than what we have been hitherto acquainted with*«[1]. Und auch was den Nutzen der Erörterung angeht, dürfen wir mit ihm sagen (ibid. III, 5, 16):

»*I shall imagine I have done some service to truth, peace and learning, if by any enlargement on this subject, I can make men reflect on their own use of language; and give them reason to suspect, that, since it is frequent for others, it may also be possible for them, to have sometimes very good and approved words in their mouths and writings, with very uncertain, little or no signification. And therefore, it is not unreasonable for them, to be wary herein to themselves, and not to be unwilling to have them examined by others*«[2].

---

[1] »Mithin macht die Betrachtung von Ideen und Wörtern, als der großen Werkzeuge der Erkenntnis, keinen verächtlichen Bestandteil in den Gedanken derer aus, die eine Ansicht der menschlichen Erkenntnis, in ihrer ganzen Ausdehnung gewinnen wollen. Und vielleicht würden sie, wenn deutlich erwogen und gehörig untersucht, uns eine andere Art von Logik und Kritik schaffen als die uns bisher bekannt gewordenen«.

[2] »Ich werde denken, daß ich der Wahrheit, dem Frieden und der Bildung einen Dienst geleistet habe, wenn ich, durch Verbreitung über diesen Gegenstand, die Menschen veranlassen kann, über ihren eigenen Gebrauch der Sprache nachzudenken; und ihnen Grund zu dem Verdachte gebe, daß, wie es so häufig bei anderen sich findet, auch sie selber möglicherweise manchmal sehr gute und allgemein-gebilligte Wörter im Munde führen und in die Feder nehmen, die doch eine sehr unsichere, geringe oder gar keine Bedeutung haben. Und darum ist es nicht unvernünftig, wenn sie darin für sich selber behutsam und nicht abgeneigt sein wollen, ihren Wortgebrauch der Prüfung durch andere zu unterwerfen».

Vorrede (1906).

Äußere Anregung und äußerliche Beweggründe haben den Verfasser dieser Schrift bewogen, sie in ihrem ursprünglichen Texte herauszugeben, nachdem sie zuerst (vor etwa 7 Jahren) in einer englischen Übersetzung, die im *Mind* Vol. VIII N. S. No. 31, 32; Vol. IX N. S. No. 33 gedruckt wurde, dem gelehrten Publikum ist vorgelegt worden. Ich habe mich lange mit der Absicht getragen, diesen Text einer ganz neuen Bearbeitung zu unterwerfen, die den Umfang leicht hätte verdoppeln mögen; denn ich wußte wohl, daß viele der von mir vorgetragenen Sätze eine eingehendere Begründung, auch die Auseinandersetzung mit den Lehren anderer, wie sie in hervorragenden Schriften niedergelegt sind[1], wünschenswert erscheinen lassen. Meine Schrift war in kurzer Zeit entstanden, und darf für sich geltend machen, daß sie einigermaßen aus einem Gusse ist; auch kann ich — was sich vielleicht von selbst verstehen sollte — alle Gedanken darin als meine eigenen in Anspruch nehmen. Aber nicht allein darum habe ich geglaubt, sie aus dem Schreine, in dem sie so lange geruht hat, hervorholen zu dürfen. Sondern mich hat vor allem die große Wichtigkeit des Gegenstandes dazu ermutigt, eine Wichtigkeit, die im Laufe dieser 9 Jahre — und ich freue mich, daß ich ein wenig dazu mitwirken

[1] Ich weise ausdrücklich darauf hin, daß ich nicht Sprachforscher, auch nicht Sprachphilosoph bin; es wäre mir aber allerdings erwünscht, meine Theoreme zu denen dieser verdienstvollen Denker in Beziehungen zu setzen. Das große Werk WUNDT'S über die Völkerpsychologie in der Sprache ist inzwischen erschienen, und daran hat sich mit »Grundfragen der Sprachforschung«, (Straßburg 1901) B. DELBRÜCK angeschlossen, dessen Ausführungen sehr lehrreich sind, gruppiert um die Entgegenstellung Herbart'scher intellektualistischer und Wundt'scher voluntaristischer Psychologie. Delbrück findet (S. 14) diese (von mir zuerst eingeführten) 'Schlagworte' besonders treffend. — Erwähnen möchte ich hier auch den mir durch die englische Übersetzung (»*Semantics*«; London 1900) bekannt gewordenen *Essai de Sémantique* von MICHEL BRÉAL (engl. mit Vorrede und Anhang von J. P. Postgate).

durfte — mehr und mehr, in weiteren Kreisen, erkannt und anerkannt worden ist. Vor allem ist eine Frage, die ich im Zusammenhange damit angerührt hatte, seitdem lebhaft in Fluß gekommen: die Frage der Universalsprache. Es ist dies in ausgezeichneter Weise das Verdienst einiger Franzosen, unter denen ich den trefflichen Kenner der Leibnizischen Schriften und scharfsinnigen mathematischen Logiker, Herrn LOUIS COUTURAT, rühmend hervorhebe. Um seine Bestrebungen richtig zu würdigen, muß man immer der Tatsache eingedenk sein, daß es ihm zunächst und in erster Linie nur darum zu tun ist, die Idee einer »internationalen Hilfssprache«[1] zur Geltung zu bringen: in diesem Sinne wendet er sich an die Akademien und gelehrten Gesellschaften, die im Jahre 1900 eine internationale Assoziation gebildet haben, in Verbindung mit einer schon erklecklichen Zahl von Gelehrten aller Länder, unter denen in deutscher Sprache HUGO SCHUCHARDT schon seit vielen Jahren im Sinne dieser Idee gewirkt hat[2], nicht minder tätig ist dafür WILHELM OSTWALD[3], der wie wir hoffen mögen, nachdem er sein Lehramt niedergelegt hat, einen Teil seiner kostbaren Muße dieser großen Aufgabe widmen wird. In Verbindung mit dem Mathematiker Dr. L. LÉAU hat inzwischen Dr. COUTURAT eine große »*Histoire de la langue universelle*« (Paris, Hachette 1903 XXXII—576 S.) verfaßt und herausgegeben — ohne Zweifel ein verdienstvolles Werk. — Aber auch in Sachen der philosophischen Terminologie ist um die Wende des Jahrhunderts es nicht still geblieben. Erschienen ist 1899 zuerst, dann in zweiter Auflage umgearbeitet 1904, das »Wörterbuch der philosophischen Begriffe« von Dr. RUDOLF EISLER (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), das freilich zu ausschließlich aus bloßen Zitaten besteht; aber der emsige Sammlerfleiß, der darin niedergelegt wurde, ist sicherlich alles Lobes wert. Größer entworfen und ausgeführt ist das der Vollendung nahe amerikanische »*Dictionary of philosophy and psychology, giving a terminology of English, French,*

[1] Eine kleine Broschüre dieses Titels — ins Deutsche übersetzt von W. Ostwald — ist von Veit & Co. in Leipzig verlegt (1902) und wird den Interessenten auf Verlangen gratis und franko zugesandt.

[2] „Weltsprache und Weltsprachen" 1894. Vgl. *Rapport sur le mouvement tendant à la création d'une langue auxiliaire internationale artificielle.* Paris 1904 (nicht im Handel) — ein Bericht an die Wiener Akademie der Wissenschaften.

[3] Vgl. „Die Weltsprache" (Stuttgart, Franckh 1904) 16 SS. (10 Pfg., 10 Stück 80 Pfg.)

German and Italian« Ed. by J. M. BALDWIN (3 Vols. in 4 parts) 1903—1906. Endlich aber ist auch Frankreich in dieser Richtung tätig. Die *Société française de philosophie,* an deren Spitze die Herren XAVIER LÉON und ANDRÉ LALANDE stehen, gibt in ihren *Bulletins* ein »*Vocabulaire technique et critique de philosophie*« heraus, woran mit großer Sorgfalt gearbeitet wird, und schon ist es bis nahe an die Hälfte fortgeschritten; es ist mir eine Genugtuung, daß ich, als Deutscher neben Herrn EUCKEN, daran, wenn auch nur durch kleine Anmerkungen, mittätig sein darf. Unter den Leitern dieses Unternehmens ist auch Herr L. COUTURAT. Auch hier werden die Termini nach Möglichkeit in den 4 Sprachen wiedergegeben; zugleich aber am Schlusse jedes Artikels eine oder mehrere »internationale Wurzeln«, gebildet nach den Regeln des *Esperanto.* Den Bemühungen des Herrn COUTURAT um die Anerkennung des Prinzips einer internationalen Hilfssprache ist es vielleicht schädlich, daß er zu gleicher Zeit persönlich für die merkwürdige Erfindung des russischen Arztes Dr. ZAMENHOFF (Warschau), das *Esperanto,* sich engagiert hat. Es würde hier zu weit führen, den Wert dieser Kunstsprache zu diskutieren; auch fühle ich mich dazu keineswegs kompetent. Es muß aber anerkannt werden, daß sie in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, und durch ihre einfachen und klaren Regeln sich stark zn empfehlen scheint. Ich selber stehe, so lebhaft ich auch für die Idee einer internationalen Hilfssprache mich interessiere, außerhalb der Parteinahme. Aber ich habe noch nicht die Überzeugung gewonnen, daß meine im Jahre 1897 (in dieser Schrift) gestellte Prognose unrichtig sei — eine Prognose nenne ich es, denn ich halte strenge davon getrennt, was ich etwa wünschen, und wenn ich zur Erörterung der Sache berufen wäre, raten möchte. Meine Prognose ging und geht dahin, daß die Universalität der englischen Sprache, als der Sprache des internationalen Verkehrs und Geschäftes, unaufhaltbar und gesichert ist; daß aber die Gelehrtenrepublik, auch aus terminologischen Gründen, nicht mit der englischen Sprache zufrieden sein, daß sie am ehesten, da das Bedürfnis des Weltverständnisses immer stärker sich fühlbar machen muß, zur lateinischen Sprache zurückkehren wird. Der Handel werde — so war und ist meine Meinung, — neben den nationalen Sprachen, mehr und mehr englisch; die Wissenschaft und Philosophie werde, gleichfalls neben den nationalen Sprachen, mehr und mehr wieder lateinisch sprechen. Ich habe schon an anderer Stelle (vgl. Additamente II S. 103) darauf, als auf

ein merkwürdiges Zusammentreffen hingewiesen, daß kaum ein Jahr vergangen war, seitdem ich diese Prognose aufgestellt hatte, da ging von der Berliner Akademie der Wissenschaften die Anregung aus, mit den übrigen gelehrten Gesellschaften in eine Verhandlung über die Wiederherstellung des Latein, als interakademischen Mittels der Verständigung, einzutreten. — Ich leugne nicht, daß mit meiner Prognose eine Befürwortung verbunden war; jetzt aber trenne ich sie gänzlich davon: meine (ohnehin unmächtige) Befürwortung lasse ich fallen; die Prognose halte ich fest.

Was aber die Leitgedanken dieser Abhandlung betrifft, so wird dem geneigten Leser, der die Grundlegung der philosophischen Soziologie, wie sie in meinem Werke »Gemeinschaft und Gesellschaft«[1] enthalten ist, sich zu eigen gemacht hat, nicht entgehen, daß die gegenwärtige Schrift so zu sagen eine Tochter jenes Werkes ist, nnd mehrfache Anwendungen darin vorgelegter und entwickelter Begriffe enthält. — Dies gilt weniger von den später geschriebenen »Additamenten«, die, unmittelbaren Anlässen entsprungen, vorzugsweise den Verdiensten anderer gerecht werden wollen.

Übrigens, wenn man wieder liest und erwägt, was man vor 9 Jahren geschrieben hat, so kann es nicht leicht anders sein, als daß man — auch wenn man einstweilen nicht an eine völlig neue Bearbeitung des Gegenstandes denken kann — manche Sätze verändern, einige streichen möchte, aus allerlei Gründen. Nach eingehender Überlegung habe ich auch hierauf verzichtet, und mich auf den Satz gestellt: *Quod scripsi, scripsi.* So habe ich nur ganz geringe stilistische Änderungen vorgenommen, die nicht der Erwähnung wert sind. Man wird daher vielleicht einige Äußerungen in dieser Schrift finden, die ich wortwörtlich noch zu vertreten kaum gesonnen bin. Indessen mögen sie wenigstens eine Erörterung und Kritik verdienen, die möglicherweise den Sachen, an denen mir gelegen ist, förderlich sein werden. Ich werde inzwischen fortfahren, auf meine Art der Wahrheit nachzugehen und dankbar dafür zu sein, wenn mir auf meinen ziemlich einsamen Wegen hin und wieder eine Ermutigung zu Teil wird.

[1] Leipzig, O. R. Reisland, 1887. Anastatischer Neudruck 1905.

Übersicht.

I. Zeichen und Wörter. — Wörter und Begriffe.

1. Definitionen. 2. Natürliche Zeichen — ideeller Fall der Identität — Organismus und Seele. 3. Sympathie — Intuition — Werden von Zeichen. 4. Nachempfindung — Schlußfolgerung — Vermischung von Sache und Zeichen. 5. Äußere Bewegung — Zeichen von Empfindung und Gefühl 6. Ähnlichkeit — Gleichheit — Bild natürliches Zeichen des Originales. 7. Teil natürliches Zeichen des Ganzen. 8. Stück Zeichen eines anderen Stückes — Zeichen ist, was als Zeichen wirkt — Ideenassoziationen — Lokalzeichen — Urteil. 9. Natürliche Zeichen im Naturverlaufe oder von Menschen aus — letztere als Zeichen unwillkürlich oder zu Zeichen bestimmt. 10. Unwillkürliche Zeichen — Ausdrucksbewegungen des Menschen. 11. Ausdrückliche Zeichen — Mitteilung. 12. Gebrauch gemachter Zeichen — Symbole. 13. Gegenseitiges Verständnis — Geberdensprache — Lautsprache. 14. Künstliche Zeichen — durch menschlichen Willen — natürliche Zeichen, die den Sprachlauten zu grunde liegen. 15. Bedeutung des Wortes — Wille eines einzelnen Menschen — das Verstehen — Anstrengung. 16. Wörter als soziale Zeichen — sozialer Wille. 17. Ankündigung des Unterschiedes im sozialen Willen. 18. Bedeutung als Gleichung. 19. Verbindung von Namen und Sache für wirklich gehalten. Aberglaube. Die richtigen Namen. 20. Verschiedene Sprachen — Dialekte — Sondersprachen. 21. Gemeinsames Ideensystem als Mitbedingung gegenseitigen Verständnisses — guter Wille. 22. Zeichen als Ideen — Lernen — Gewohnheit — das Natürliche. 23. Der Geist der Sprache ist sozialer Wille. 24. Definition des Individualwillens. 25. Wille als Ursache. 26. Vorausfühlen — vorausdenken — Grundzweck — Endzweck. 27. Fernere Klassifikation der Willensformen. 28. 6 Klassen. 29. Anwendung auf Zeichen. 30. Analogie des sozialen Willens. 31. Sitte — Gesetz. 32. Wesen der Sitte. 33. Sitte als Wille und als bloße Übung. 34. Herkommen — Brauch. 35. Sprachgebrauch — Wille in Gewohnheit. 36. Gewohnheitsrecht — Gesetzgebung. 37. Charakteristik des Gegensatzes. 38. Sprachgebrauch im Gewohnheitsrecht. 39. Gesetzgebung und Definition. 40. Freie Verfügung über den Sprachstoff. 41. Sprachgesetzgebung. 42. Wirkung der Wissenschaft auf die Sprache — wissenschaftlicher Sprachgebrauch. 43. Entwicklung individualer und sozialer Gewohnheit. 44. Natürliche Harmonie — Ursprung der Sprache. 45. Überlieferung durch Lehre — Autorität — Glaube. 46. Wort und Glaube — Vorbedeutung und Mitbedeutung. 47. Kunst des Redners. 48. Poetische Sprache — Metaphern u. a. Redefiguren. 49. Gegensatz von Volksglaube und Wissenschaft. 50. Einverständnis und Verabredung — Interpretation. 51. Verabredete Zeichen — verabredete Sprache — Schriftzeichen —

Derivativzeichen — konventionelle Rede und Lüge. 52. Konventionelle Sprache — Weltsprache — Geschäftssprache. 53. Freier sozialer Wille — Wissenschaft — Terminologie — Allgemeinvorstellungen und Begriffe — allgemeine und spezielle Namen — praktisches und theoretisches Interesse — Begriffsbildungen. 54. Abstrakte Begriffe — ihre Gegenstände — Maßstäbe — Vergleichung — Erkenntnis der Verhältnisse. 55. Definitionen — nicht Explikationen des Sprachgedrauchs — nicht bloß, was ein Name bedeuten soll — Beschreibung des ideellen Gegenstandes. 56. Andere Zeichen. 57. Analogie des Geldes — gemünztes und Papiergeld — Geldsurrogate — die Banknote. 58. Mannigfaltigkeit von Bedeutung — subjektive und objektive Bedeutung. 59. Gestaltungen des sozialen Willens in bezug auf die Bedeutung von Wörtern — Bedingungen des Verständnisses — Schriftsprache — Umgangssprache — Feiertagsgefühle. 60. Beurkundung — Kanzleistil — Lapidarstil. 61. Korrespondenz der Stufen — Balance des sozialen und individualen Prinzips — Phrasen — Auslegung — Begriffe — Kommentare 62. Fortsetzung der Geld-Analogie. 63. Wissenschaft als Form des sozialen Willens — Zeichen als Mittel — freie Übereinstimmung.

II. Philosophische Terminologie und ihre neuere Entwicklung.

64. Zustand der philosophischen Terminologie. — 65. Die Ursachen. — 66. Allgemeine Hemmnisse und historische Bedingungen. — 67. Alte Klage. — Bruch mit der Überlieferung. — 68. Physik und Chemie und ihre Terminologie. — Stellung der Naturwissenschaften zu Metaphysik und Logik — deren eigene Entwickelung — Ausdehnung des wissenschaftlichen Denkens — Mechanik — *more geometrico* — Definitionen — Meinung, daß dadurch der meiste Streit verschwinden müsse — die Philosophie der Aufklärung — Anklagen gegen die Sprache — Beziehung auf die 3 Begriffe des sozialen Willens — erste Anklage — Klassifikation der Organismen — Realismus und Nominalismus — künstliche Systematik und natürliche Ordnung — Konstanz der Arten — Biologie — künstliche Namen. 69. Zweite Anklage — moralische Meinungen und Begriffe — Billigung und Mißbilligung — Verstoß gegen die Sprache als moralischer Frevel — sozialer Wille der Öffentlichkeit — eigene Urteile jeder Gruppe — Anwendung der Namen — Bemühungen der Philosophen — Parteiansichten in den Systemen — diese selber sozialer Wille — Interesse der Gesellschaft und des Staates an rein wissenschaftlicher Bearbeitung der Moral — 70. Drittes Argument — metaphorische Ausdrücke — Wechselwirkung zwischen Bezeichnungen für physische und psychische Vorgänge — Bildersprache in der Psychologie. — 71. Historische Ursachen — Untergang der europäischen Gelehrtensprache — die nationalen Schriftsprachen — Freimeistertum der Philosophie — die deutschen Universitäten — Aneignung der rationalistischen Prinzipien. — 72. Das System Wolfs in lateinischer Sprache — Kant — Verfall der Gelehrtensprache im 19. Jahrhundert — die kleinen Nationen — Nachteile und Vorteile. — 73. Verfall der Schultradition — Annäherung der Philosophie an *common sense* — Schlagwörter — Vereinfachung der Ausdrucksweise — Locke über Gefahren unterhaltender Abhandlungen — auch heute Psychologie vielfach Tummelplatz des Witzes und der Phantasie — Wiederholung des Kampfes gegen die Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts in Deutschland — Folgen für die Terminologie — Urteil Euckens — seither neue Belebung der

Philosophie durch die Geisteswissenschaften — Terminologie der neueren Psychologie. — 74. Hemmnisse in der Verschiedenheit des Denkens selber — Gleichheit der Sprache bei verschiedenem Denken an sich möglich — aber nicht, wenn der Gegenstand, den A bezeichnet, von B nicht gekannt oder nicht anerkannt wird. — 75. Geschichte der Terminologie als Reflex der Geschichte der Philosophie — die mechanistische Philosophie — Descartes — Klare und deutliche Begriffe — Ausscheidung des Nur-Denkbaren — des Möglichen — Spott über die scholastischen Begriffe — die Lebenskraft — Kraft — Energie — vitalistische Strömung in jüngster Zeit — Opposition gegen mechanische Deutung der Energie — richtige Einsicht und falsche Voraussetzung — die Welt erklärbar? — Hume — Spinoza — *ratio = causa* — das Unendliche — mechanische Bewegung allein real? — Bewegung als Größe — regulative Idee. — 76. Kritik des absoluten Wertes der mechanischen Prinzipien — Auflösung der Wirklichkeit in Dinge — Trennung von Subjekt und Objekt — naives Denken — Reflexion — wissenschaftliches Denken — kritische Besinnung gegen mathematischen Verstand — Dasein der Welt als einziger Prozeß — Entropie — Erklärung als Beschreibung. 77. Kritik des mechanistischen Rationalismus durch das ganze Jahrhundert — tieferes Studium des Lebens — philosophische Folgerungen — siegreiche Ideen — Bewegung, Veränderung, Werden — Leben als Reproduktion und Zerstörung zugleich — Wirklichkeit als Möglichkeit — regenerierte aristotelische Begriffe. 78. Bedeutung für Psychologie — gegen die cartesianische Auffassung — Entwicklungstheorie — Identität von Leib und Seele. — 79. Descartes und seine Gegner — Assoziations-Psychologie — Herbartianer — Klippe der Gefühle. 80. Unbefangene Selbsterkenntnis — Abstammungslehre — Gefühl und Leben. — 81. Streit der Terminologien — Schwierigkeit — Intelligenz Wesen der Seele? — Begriffe, die das Leben bezeichnen, kommen nicht zu gehöriger Geltung — 82. Lehre vom Willen — Einheit des Lebensgefühls — Scheidung — Funktionen — Bedeutungen des Wortes Wille im Sprachgebrauch — Wille und Intelligenz — Instinkt — gemeinsames der Ideen — Beziehung auf die Zukunft — mannigfache Auffassung im Anschluß an die Sprache. — 83. Was Wille sei? — Zustand, den jeder kennt? — keine Definition möglich? — James und Wundt — die Physiologen — Huxley und die Materialisten — Unterschied von Identitätspsychologie — die einzig wichtige Aufgabe — eigene Begriffsbildung — individualer und sozialer Wille. — 84. Nebenursachen — Beschaffenheit der Gegenstände der Psychologie — praktische Interessen — Verachtung der Philosophie — Abschaffung der Metaphysik — eigentlicher Sinn der »Ontologie« — Wolf — Kants Kritik — Hegel — das Allerheiligste — die drei System-Philosophen nach Hegel — 85. Hemmungen des Fortschritts — Münchener Reden. 86. Gespensterfurcht — unklares und falsches Denken — Verantwortlichkeit. 87. Philosophie im höheren Unterricht und im öffentlichen Leben. — Vorlesungen — Geschichte der Philosophie — Autorität? — Philosophie als Vagabundin.

III. Die Richtungen der Reform.

88. Hauptrichtung. 89. Internationaler Charakter der Philosophie. 90. Weltverkehr — Kongresse — Ausgleichung. 91. Weltsprache — wissenschaftliches Bedürfnis — Wilkins — Descartes — Leibniz. 92. Utopische Ideen. 93. Richtungen des Strebens — geometrische Darstellung von Begriffen. 94. Beispiele —

Prototype. 95. Autoritative Stelle — eine internationale Akademie. 96. Forschung und Lehre — Schrift- und Gedankensprache. 97. Das philosophische System — Modellbegriffe. 98. Andere Utopien realisiert — internationale Probleme — soziale Frage — Statistik — Wirkung auf Bestimmung von Begriffen. 99. Hoffnungen und Fortschritte.

Additamente.

I. (Resumé.) Streit über Worte — Verabredungen, Verträge — die Sprache — Sprachinseln — die Sachen — das Bedürfnis — die wirklichen Differenzen — Psychologie und Soziologie — Begriffe in den Wissenschaften — Wirkung auf Phantasie — Metaphern — Unterscheidung empirischer und rationaler Begriffe — Maßstäbe — soziale Gültigkeit — Unterschied des Bildens und Benennens von Begriffen — nichts zu entdecken, sondern zu statuieren — Anregungen von außen — Herbeiführung eines Reiches der Ordnung. II. (Auseinandersetzung mit einer Kritik.) Die Idee einer allgemeinen Reform der Ausdrucksweise — Bedeutung für Wissenschaft — Schädlichkeit beabsichtigter Mißverständnisse — unfreiwillige — Wert pädagogischer Einflüsse — Bedeutung und Ausdruck — die Analogie des Geldes gerechtfertigt — Metaphern und Analogien — Gefahren — der ernste Wille zum Verstehen — das Reale — eine internationale Ratbehörde — die allgemeine Sprache. III. (Was ist Bedeutung?) — Sinn, Bedeutung, Hochsinn — Dienstbarkeit des Gedankens — unentwickelter Zustand der Sprache — plastische Sprache — Dunkelheit — Deutungen — Übertragungen — die Schemata — das Warum? und die Erziehung — Schaffen, Denken, Leben — der Planet, das Sonnensystem, der Kosmos.

1. Wir nennen einen Gegenstand (A) Zeichen eines anderen Gegenstandes (B), wenn die Wahrnehmung oder Erinnerung A die Erinnerung B zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat. Als Gegenstand verstehen wir hier alles, was in eine Wahrnehmung oder Erinnerung eingehen kann, mithin sowohl Dinge als Vorgänge. Wahrnehmung ist alle Auffassung durch Sinne; Erinnerung umfaßt außer Reproduktion von Wahrnehmungen Reproduktion aller anderen Empfindungen, sofern sie einen Gegenstand oder doch einen als Gegenstand setzbaren Inhalt haben. Menschliche Erinnerung ist gleich Denken. Denken, wie es hier verstanden wird, ist selber zum größten Teile Erinnerung an Zeichen und durch Zeichen an andere, bezeichnete Dinge. Wahrnehmungen und Erinnerungen werden im Folgenden gelegentlich unter dem Namen »Ideen« zusammengefaßt, welcher Name aber auch Gefühle mitbezeichnen kann.

2. Einige Zeichen sind natürliche Zeichen, d. h. solche, bei denen jene Folge durch das natürliche Verhältnis zwischen Zeichen (A) und Bezeichnetem (B) begründet ist. Natürliche Verhältnisse dieser Art sind mannigfach. Sie lassen sich aus einem idealen Falle ableiten, der jene Folge als von selbst verständlich erscheinen läßt: aus dem Falle der Identität von A und B, von Zeichen und Bezeichnetem. Diese Identität kann 1. im Erkenntnisakte des wahrnehmenden Subjektes vorhanden sein; dann ist B in keinem Sinne ein anderes Ding und der Satz, daß A Zeichen von B sei, sagt nichts anderes, als daß die Wahrnehmung oder Erinnerung eines Gegenstandes die Erinnerung seiner selbst zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat; von der Erinnerung ausgesagt, bedeutet er nur, daß sie eine gewisse Dauer hat, die als eine Reproduktion ihrer selbst begriffen werden kann; von der Wahrnehmung ausgesagt ist er insofern wahr, als Wahrnehmung nicht ohne Erinnerung stattfinden kann, — ein Urteil, dessen Richtigkeit

hier vorausgesetzt werden muß; dadurch aber wird der Satz auf das erste Stück der Alternative (daß er von der Erinnerung ausgesagt wird) zurückgeführt; Identität aber ist für ein wahrnehmendes oder denkendes Subjekt die Ununterscheidbarkeit; 2. ist die Identität im Erkenntnisakte des wahrnehmenden Subjektes nicht vorhanden und doch durch einen Gedankenprozeß erkennbar. Das ist — nach einer philosophischen Lehre, deren Richtigkeit hier, gleichfalls, für den Zweck dieser begrifflichen Einteilung, vorausgesetzt werde — die Identität des lebenden Organismus mit der (ihm nach gewöhnlicher Auffassung innewohnenden) Seele, in anderem Ausdrucke: organischer »äußerer« — Bewegungen mit den darin sich ausdrückenden — »inneren« — Empfindungen und Gefühlen. Für Wahrnehmung sind, ihrem Begriffe nach, Empfindungen und Gefühle (im Folgenden werden diese unter Empfindungen mitbegriffen) nicht als Gegenstände vorhanden — sie sind unwahrnehmbar; dagegen sind alle körperlichen Bewegungen wahrnehmbar; in Wirklichkeit jedoch werden die meisten Bewegungen des lebenden Organismus nicht wahrgenommen, nur einige solche Bewegungen, die auch „Ausdrucksbewegungen" genannt werden, sind regelmäßige Gegenstände der Wahrnehmung.

3. Wenn aber Empfindungen und Bewegungen als identisch gedacht werden, so folgt, daß die Auffassung solcher (äußerer organischer) Bewegungen in Wirklichkeit zugleich Auffassung von Empfindungen, wenn gleich in völlig unbestimmter Weise, ist; und dem entspricht es, daß zwischen organischen Wesen Mitempfindung stattfindet und daß für sinnlich wahrnehmende Subjekte diese in einem ungeteilten Akte mit sinnlichen Wahrnehmungen (in der »Intuition«) sich vollzieht. In solchen Fällen, z. B. wenn durch die Stimme des Jungen Mitempfindung seines Hungers in das Muttertier übergeht, kann man sagen: der Schrei ist Zeichen der mit ihm identischen Empfindung des Hungers, und wenn man jenen ungeteilten Akt der Intuition in die zwei: Wahrnehmung (des Tons, d. h. einer Bewegung) und Mitempfindung (einer Empfindung) zerlegt, so ist die regelmäßige und unmittelbare Folge von selbst verständlich, d. h. aus jener Identität erklärbar. Je mehr aber in Wirklichkeit die Erkenntnistätigkeiten sich abschnüren von der Gesamtmasse der Erlebnisse, d. h. der psychischen Tatsachen, desto mehr tritt es hervor, daß Ausdrucksbewegungen Zeichen der (im Grunde mit ihnen identischen) Empfindungen werden, d. h. nach unserer Definition, daß die Wahrnehmung oder Erinnerung solcher organischen äußeren Be-

wegungen Mitempfindung d. i. Erinnerung einer Empfindung zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat.

4. Aus Mitempfindung aber wird Nachempfindung, endlich die »diskursiv« vollzogene daher dem Irrtum um so eher ausgesetzte Schlußfolgerung. Der Schluß von der Ausdrucksbewegung auf den »Willen« bleibt immer der Intuition um so näher, je mehr beide auf unzweideutige Art miteinander verbunden sind, und das ist um so stärker der Fall, je weniger ein spezifisch menschlicher, »vernünftiger« Wille vorhanden oder entwickelt ist; so daß alsdann, was objektiv als Zeichen begriffen werden kann, tatsächlich und subjektiv von dem es Empfangenden (Verstehenden) als die Sache selber aufgenommen wird, oder doch in Vermischung: zugleich als die Sache und als deren Zeichen. So empfängt und versteht der Despot die Prostration zugleich als die tatsächliche gewollte Unterwerfung und als deren Zeichen; in diesen und vielen ähnlichen Fällen läßt sich beobachten, wie aus der Sache selber das Zeichen entsteht, oder doch sich davon ablöst, d. h. das bloße Zeichen, das nicht mehr zugleich die Sache selber ist, obgleich diese anfänglich sogar Haupt-Sache war. Das Schlachten des Opfertieres ist ursprünglich ganz eigentlich gemeint: als Ernährung der abgeschiedenen Geister; zugleich soll es für diese Zeichen des Gedenkens, der Furcht und Pietät ihrer Angehörigen sein; allmählich wird es dann zum bloßen Zeichen dieser Gesinnung, auch in der Meinung der Opfernden; der Zweck wird zum Mittel und das Mittel wird mehr und mehr selbständig gegen den Zweck, d. h. mehr und mehr von ihm verschieden.

5. So ist oder wird im allgemeinen für wahrnehmende Subjekte organische äußere Bewegung Zeichen von Empfindung und Gefühl; und dies wird auch, da das natürliche Denken metaphorisch ist, d. h. Unwahrnehmbares in sinnliche Bilder übersetzt, so ausgedrückt: Äußeres Zeichen des Inneren, als ob die Seele räumlich im Leibe vorhanden wäre, beide also Teile eines wahrnehmbaren Ganzen; womit dieser dem Begriffe unmittelbar angehörige Fall durch die Sprache (die das natürliche Denken ausdrückt) auf einen ferneren, aus der Identität ableitbaren, zurückgeführt wird.

6. Der nächste Fall aber, der an der Identität gemessen werden kann, ist die sinnlich wahrnehmbare Ähnlichkeit eines Dinges mit einem andern, deren Vollkommenheit als Gleichheit bezeichnet wird. So ist ein Bild Zeichen des Originals, und zwar um so mehr, d. h. hat die Erinnerung an das Original um so regelmäßiger

und unmittelbarer zur Folge, je ähnlicher es ist, oder je mehr es sich der Gleichheit nähert. So ist aber selbst der Schatten noch durch seine Ähnlichkeit natürliches Zeichen eines Gegenstandes, so die Spur des abgedrückten Fußes usw.

7. Andererseits kann aus dem Falle der Identität abgeleitet werden, daß der Teil natürliches Zeichen des Ganzen ist. Denn es ist das Wesen der Erinnerung zu ergänzen: dies beruht zuletzt auf den Gesetzen der Übung und Gewöhnung, die wiederum materiell gedacht spezielle Fälle des »kleinsten Kraftmaßes« sind, psychologisch aber den Trieben der Selbsterhaltung (dem Willen zum Leben) entspringen: je tiefer und enger eine Wahrnehmung oder Erinnerung mit diesen Trieben verknüpft ist, desto leichter, rascher, häufiger wird sie reproduziert; es genügen um so mehr, um die Vorstellung eines Ganzen als gegenwärtigen zu erregen, Wahrnehmungen von Stücken eines solchen Ganzen; die Ergänzung wird dagegen um so schwieriger, daher um so mehr in Form eines Schlusses vollzogen, je geringer — kleiner oder weniger charakteristisch — das Stück im Vergleiche zum Ganzen ist.

8. Ebenso nun ist das Stück natürliches Zeichen eines anderen Stückes, insonderheit des benachbarten, im Raume und in der Zeit; daher kann jedes Antezedens Zeichen eines Konsequens werden und umgekehrt: etwas Äußeres Zeichen von etwas Innerem usw.

Zeichen ist, was als Zeichen wirkt.

Hier ist so viel Mannigfaltigkeit, wie in den Tatsachen der Ideen-Association überhaupt, die bekanntlich auf wenige Grundregeln zurückgeführt werden. Mit Recht wird gelehrt, wenn auch noch nicht in definitiver Gestalt, daß schon für den Prozeß des einfachsten Erkennens, insbesondere der räumlichen Anordnung von Empfindungen als Wahrnehmungen eine für die andere zum »Zeichen« wird, indem uns durch den Übergang — unbewußte Folgerungen — vom Bekannteren auf minder Bekanntes jene Leistung des Gedächtnisses möglich ist, die wir als Orientierung verstehen. Ferner sind aber auch alle höheren Arten des Erkennens als Vergleichungen — Identifikation, Unterscheidung, Folgerung — an »Merkmale« gebunden, die zur Erwägung, zur Erwartung und zur Gewißheit führen. Das Urteil gründet sich auf Zeichen.

9. Natürliche Zeichen erscheinen entweder in dem von menschlichem Wollen unabhängigen Naturverlaufe oder sie werden von Menschen »gemacht«, »gegeben«, »gebildet«, und diese wiederum sind entweder (als solche, nämlich als Zeichen) unwillkürlich oder

werden zu dem Zwecke gemacht, etwas zu »bezeichnen«, sollen etwas bezeichnen. Ein gemachtes Zeichen ist entweder bestimmt dem, der es macht, selber für seine zukünftige Erinnerung zu dienen, oder es soll Anderen dienen für gegenwärtige oder zukünftige Erinnerung.

10. Unwillkürliche Zeichen sind oder werden alle menschlichen Ausdrucksbewegungen für die sich in ihnen ausdrückenden psychischen Zustände; sie, jene Zeichen, bewegen sich zwischen dem, was auch wider den Willen oder Wunsch an einem (z. B. Erröten, Erblassen) und von einem aus geschieht (sogen. Reflexbewegungen, z. B. Zusammenfahren, Stirnrunzeln), daraus ergeben sich »verräterische» Zeichen, die noch ganz dem unabhängigen Naturverlaufe angehören; und auf der andern Grenze solchem, was, obgleich als Zeichen unwillkürlich, doch gleichsam die volle Zustimmung des Subjektes hat, z. B. der Jubel und das in die Armefliegen beim Empfange des Geliebten.

11. Ausdrückliche Zeichen zu machen ist oder wird notwendig für den, der seine Empfindungen und Gefühle mitteilen will, insbesondere seinen Wunsch, daß ein anderes Wesen etwas tun oder unterlassen möge. Zeichen, die in diesem Sinne gemacht werden, können auch von vielen Tieren verstanden werden; dahin gehören vorzüglich Töne und Geberden, aber auch Wirkungen auf das allgemeine Sinnesorgan der Haut, angenehme und unangenehme.

12. Vorzugsweise auf gemachten Zeichen beruht der für das gesamte Kulturleben der Menschheit unendlich wichtige Gebrauch von Zeichen verschiedener Art. Gemeinsame Empfindung, gemeinsames Denken und Glauben gibt sich im Gebrauche von Zeichen kund, auch wenn diese keinen anderen Zweck haben, als eben der Stimmung und Übereinstimmung Ausdruck zu verleihen, »Symbole« der Gemeinschaft zu sein.

13. Die meisten Zeichen dieser Art dienen aber auch zum gegenseitigen Verständnisse und werden um so leichter verstanden, je mehr sie natürliche Zeichen des Willens sind, der durch sie »sich äußert« oder »sich offenbart«. Da ist denn die Wirkung auf das Gesicht (»Geberdensprache«) weit größerer Mannigfaltigkeit fähig als die Wirkung auf das Gemeingefühl, die Wirkung auf das Gehör aber (»Lautsprache«) übertrifft wiederum jene in viel höherem Maße durch die Bildsamkeit des Materials, in dem die Zeichen gleichsam geprägt werden. Zunächst freilich ist die Entwicklung der Geberdensprache leichter, weil sie eben über mehr natürliche

Zeichen verfügt, und so wird sie in früheren Phasen menschlicher Entwicklung nur unterstützt durch die Lautsprache, ein Verhältnis, das später sich umkehrt, bis endlich die schriftlich fixierte Lautsprache allein durch sich selber wirkt und auch die Erklärung, die der Redende durch Modulation der Stimme seinen Worten mitgibt, entbehren muß. Im gleichen Verhältnisse entwickelt sich im ganzen der Fortgang von sinnlichen und einzelnen zu gedanklichen und allgemeinen Mitteilungen.

14. Denn aus artikulierten Lauten entsteht fast ausschließlich die ganze andere Gattung von Zeichen, die wir als künstliche Zeichen den natürlichen Zeichen gegenüberstellen. Hier ist kein natürliches Verhältnis oder Band mehr zwischen Zeichen und Bezeichnetem, sondern allein menschlicher Wille stellt das Verhältnis der Ideen-Association her, wodurch das Wort Zeichen des Dinges wird, ebenso das Verhältnis, wodurch die Schrift Zeichen des Wortes, die Einheit des Buchstabens Zeichen der Einheit des Lautes wird Die Abscheidung künstlicher von natürlichen Zeichen ist aber ein Prozeß, der allmählich und in unmerklichen Übergängen fortschreitet: das Gedächtnis muß sich an immer unnatürlichere, folglich unbequemere Zeichen gewöhnen, die jedoch für die menschlichen Zwecke Erleichterungen sind, weil die natürlichen Zeichen nicht ausreichen oder einen viel größeren Aufwand von Arbeit kosten würden, um in genügendem Maße ausgebildet zu werden. Die natürlichen Zeichen, die den Sprachlauten zu grunde liegen, sind teils unwillkürliche Ausdrucksbewegungen der vokalen Organe, teils Nachahmungen, d. i. Abbildungen gehörter und bekannt gewordener Töne, zum Teil endlich nach Prinzipien der Analogie und des Kontrastes gebildete Versuche, die Eindrücke von Gegenständen wieder zu geben, die dann, durch relativ zufällige Umstände begünstigt, sich erhalten haben, d. h. in eine mehr oder minder feste Verbindung mit den Ideen (Wahrnehmungen oder Erinnerungen) der Gegenstände gekommen sind.

15. Ein gewisses Wort hat eine gewisse Bedeutung, d. h. es ist Zeichen eines gewissen (wahrnehmbaren oder denkbaren) Gegenstandes, nach dem Willen eines oder mehrerer Menschen. Wenn nach dem Willen eines Menschen, so versteht entweder er nur allein das Zeichen, dann ist es ein individuelles Zeichen, oder es wird auch von Anderen verstanden, alsdann ist es ein soziales Zeichen. Auch hier sind Übergänge vorhanden. Verstehen ist selbst eine Art des Wollens, ist der Wille der Anerkennung, der Annahme, d. h. Aneignung, und so wird gemeinsames Verstehen einem gemeinsamen Besitze

ähnlich. Durch das Verstehen wird also aus dem individualen ein sozialer Wille. Je weniger aber das Wort soziale Geltung hat, desto mehr bedarf es für das Individuum der Anstrengung, sich verstanden zu machen; den Sinn, den er dem Worte geben will, unterstützt er dann durch natürlichere Zeichen: Töne und Geberden.

16. Wesentlich und nach dem Gesetze ihrer Entwicklung sind aber Wörter soziale Zeichen, und der soziale Wille, der in ihnen sich ausdrückt, ihnen ihre Bedeutung gibt und darüber entscheidet, ist, wie aller sozialer Wille, von mannigfacher Art.

17. Hier muß vor allem der tiefe Unterschied vorausbedeutet werden zwischen sozialem Willen, der auf natürliche Art sich gebildet hat, und solchem, der auf bewußte Art gemacht wird. Aus diesem Unterschiede entspringt der Grundunterschied des Sinnes, worin ein Wort etwas bedeutet. Ehe wir jedoch dies in eingehender Weise betrachten, möge eine allgemeine Erörterung vorausgehen.

18. In jedem Falle ist die Bedeutung eine Art von Gleichung: ein Wort ist gleich einem oder mehreren anderen Worten, durch die es erklärt wird und ist so, mittelbar oder unmittelbar, gleich dem Gegenstande einer Wahrnehmung oder Erinnerung. Diese Gleichungen aber werden im Allgemeinen nicht als etwas Gewolltes gedacht, sondern als etwas Wirkliches, das man also kennt oder nicht kennt, über das man richtiger oder falscher Meinung sein kann; man weiß oder weiß nicht, was ein Wort bedeutet. d. h. wofür es das Zeichen ist; wie ein Ding »heißt«, d. h. durch welches Wort es bezeichnet wird. Die Frage, aus welcher Ursache etwas so oder so heiße, liegt zunächst so ferne, wie die Frage, aus welcher Ursache etwas grün oder blau sei.

19. So sehr wird in jedem Kreise von Menschen das für wirklich gehalten, d. h. dem Natürlichen gleich, was Alle kennen (oder doch erfahren können); woran deshalb Alle sich gebunden fühlen; die Verbindung von Namen und Sache wird so fest, daß sie als notwendig empfunden und gedacht wird. Der Name gilt als zur Sache gehörig, und wie ein Bild oder Schatten in mystischem Zusammenhange mit ihr. Dies dann in besonderer Weise bei den Namen von Personen, so daß man fürchtet, wer den Namen wisse, erlange Gewalt über Leib und Seele; daher die Sorge, den Eigennamen zu verhehlen, die Scheu, den Namen Verstorbener auszusprechen, um ihre Ruhe nicht zu stören und viel verwandter Aberglaube. Sogar in der Philosophie wird die Meinung nicht leicht überwunden, daß irgendwelche Namen den Dingen von Natur

(φύσει) zukommen, und die christlichen Denker statuieren, daß Adam den Dingen die richtigen Namen beigelegt habe: noch im Anfange des XIX. Jahrhunderts gelangt die Lehre zu neuer Geltung, daß aus dem Hebräischen als der Ursprache alle Sprachen abzuleiten seien. Ja, noch heute gibt es berühmte Autoren, die den Besitz der Sprache, also eines ausgebildeten Systems von Lautzeichen, für eine absolute Kluft zwischen Menschen und Tieren halten; eine Theorie, die zu ihrer Ergänzung nur der anderen bedarf, daß eine neue absolute Kluft zwischen Menschen, die das Zeichensystem einer Buchstabenschrift besitzen und solchen, die es nicht besitzen, aufgetan sei, so daß jene nicht von diesen abstammen können.

20. Nun aber weiß man doch, daß es verschiedene »Sprachen« der Menschen gibt, und versteht darunter die Gesamt-Systeme von Lautzeichen, die in einer gewissen Menge von Menschen, in einem Volke oder in verwandten Völkern verstanden und gebraucht werden. Die Tatsache, daß innerhalb einer solchen Menschenmenge kleine Gruppen wiederum sich unterscheiden, teils und hauptsächlich in bezug auf die Lautformen oder die »Aussprache« der gleichen Wörter, teils durch eine gewisse Zahl abweichender, eigentümlicher Wortzeichen, wird dadurch ausgedrückt, daß man innerhalb einer Sprache verschiedene »Mundarten« oder »Dialekte« als vorhanden hinstellt. Tatsächlich kommen in jeder größeren oder kleineren Gruppe von Menschen, die zusammen leben und gemeinsame Angelegenheiten haben, besondere Wörter vor, die regelmäßig gebraucht werden und oft so massenhaft und auffallend sind, daß man wieder von einer besonderen »Sprache«, der Studentensprache, Schiffersprache, Gaunersprache u. dgl. redet. Auch gibt es nicht selten in engsten und kleinsten Gruppen, als zwischen Ehegatten oder Geschwistern, eine eigene Sprache, d. h. zahlreiche Namen von Dingen, die sie allein verstehen oder gebrauchen, die sie oder die einer von ihnen »erfunden« hatten, sei es nun ein beliebiger, sonst bedeutungsloser Laut oder ein sonst etwas anderes bedeutender, oder ein Laut, der sich an einen so bekannten anlehnt.

21. In Wahrheit ist zum gegenseitigen Verständnis eben so sehr ein gemeinsames Ideen-System, wie ein gemeinsames Zeichen-System notwendig, ja in höherem Grade, denn wenn die Ideen vorhanden sind, so werden Zeichen leichter und rascher erworben, also auch zum Ersatze gewonnen, während die Kenntnis von Zeichen nichtig ist ohne Kenntnis der Ideen, worauf sie zu beziehen sind, und diese Kenntnis ist viel schwerer zu erwerben oder zu ersetzen,

zumal wenn es nicht mehr um wahrnehmbare, sondern nur noch um denkbare Gegenstände sich handelt. Darum ist die Tatsache, daß zwei Menschen dieselbe Sprache reden, keineswegs Garantie dafür, daß sie einander in weitem Umfange verstehen. Hier kommt außer der Fähigkeit von Wahrnehmungen (dem Blinden redet man umsonst von Farbe), Vorstellungen, Abstraktionen sogleich das ganze Gebiet spezieller technischer und wissenschaftlicher »Begriffe« in Frage, deren Namen nicht nützen ohne Vertrautheit mit den Objekten. Zum intimen Verständnisse gehört aber endlich, zumal wo es um nur subjektive Gefühle und Erfahrungen sich handelt, auch ein entschiedener (»guter«) Wille des Verstehens, daher eine lebhafte Sympathie, sofern diese nicht durch Interesse, d. h. durch einen Gedanken, dem das Verstehen Mittel zu anderem Zwecke ist, ersetzt wird. In jedem Falle ist das Verstehen dessen, was ein anderer gemeint hat, als Reproduktion eine Art von Kunstleistung, die mehr oder minder gelingt, deren Gelingen wahrscheinlicher wird durch Aufmerksamkeit und Übung, aber auch durch Kenntnis von Regeln, nach denen teils aus der Erscheinung (dem angewandten Zeichen), teils aus begleitenden Erscheinungen (z. B. der Betonung) auf die wirkliche Meinung dessen, der diese mitteilen will, geschlossen werden darf. Je nach dem genügt zum Verstehen ein für alle außer dem Verstehenden unverständliches Stammeln oder Lallen, oder ist eine lange Lehrzeit und selbst für den Gelehrten noch eine in vielen verwickelten Sätzen vollzogene Entfaltung eines Gedankens notwendig.

22. Also setzt nicht blos gegenseitiges, sondern auch einseitiges Verständnis gemeinsam-gleichartige Kenntnis von Ideen und von Zeichen voraus; Zeichen sind selber Ideen und ihre Verbundenheit mit den bezeichneten Ideen ist das, was vorhanden sein muß, um ein Verstehen möglich zu machen. Diese Verbindung kann, sobald andere als natürliche Zeichen verstanden werden sollen, nur erworben werden durch Lernen, d. h. durch zunehmende und sich befestigende Erfahrung, die wesentlich auf eigene Faust oder wesentlich durch Hilfe anderer gewonnen wird; in jedem Falle ist durch eigene Übung und damit sich bildende Gewohnheit die Entwickelung jener Ideen-Assoziationen bedingt, die als gewohnte gekannt werden und ein (wenn auch latent bleibendes) Wissen involvieren. Das Gewohnte aber und Bekannte wird als natürlich empfunden und gedacht, daher von dem naiven Geiste die Frage nicht leicht aufgeworfen, warum denn der Gegenstand diese Namen oder das Wort

diese Bedeutung habe, oder aber gleich ähnlichen Fragen nach dem Ursprunge von Handlungsweisen, Gebräuchen usw. durch Hinweisung auf die Übereinstimmung und auf die Überlieferung von den Vorfahren her, beantwortet. Die Gewalt der Tatsache, als einer für wirklich und natürlich gehaltenen, wird freilich dadurch abgeschwächt, daß es viele Sprachen gibt und daß es nur »in« dieser »unserer« Sprache so ist — denn hierdurch wird der Gedanke darauf hingelenkt, Bedeutung oder Namen als zufällig, anstatt als notwendig anzuschauen, als durch menschlichen Willen gesetzt, daher auch veränderlich (νόμῳ) anstatt als natürlich und unabänderlich (φύσει) sie zu begreifen. Aber die einzelne »Sprache« erscheint nun als ein Wesen von natürlicher oder übernatürlicher Art, sie hat einen »Geist«, man bedient sich ihrer als eines lebendigen Werkzeuges, ihrer, der ganzen, die als Ganzes sich darstellt, weil durch sie, d. h. wenn man sie gebrauchen will, die einzelnen Wörter in folgerichtiger, dem Belieben entrückter Weise zusammenhängen und also vorgeschrieben, geboten sind, so daß man sie anwenden muß; dazu »Regeln« für ihre Zusammensetzung, die man nicht »übertreten« darf, ohne sich eines falschen, verkehrten, unverständlichen oder doch unschönen Redens schuldig zu machen.

23. Der Geist der Sprache, das ist eine der Gestalten, in denen das erkannt wird, was wir als sozialen Willen definieren. Die Natur des sozialen Willens zu erkennen ist notwendig, um den verschiedenen Sinn zu analysieren, worin von Wörtern oder anderen sozialen Zeichen gesagt werden kann, daß sie »Bedeutung« haben. Darum haben wir die Unterscheidung vorausgeschickt zwischen sozialem Willen, der auf natürliche Art sich gebildet hat, und solchem, der auf bewußte, wir dürfen sagen willkürliche Art gemacht wird. Als sozialen Willen überhaupt verstehen wir den für eine Mehrheit von Menschen gültigen, d. h. ihre Individual-Willen in gleichem Sinne bestimmenden Willen, insofern als sie selber als Subjekte (Urheber oder Träger) dieses ihnen gemeinsamen und sie verbindenden Willens gedacht werden.

24. Als individueller menschlicher Wille aber wird hier begriffen jede bestehende Verbindung von Ideen (Gedanken und Gefühlen), welche für andere sich bildende Verbindungen von (ebensolchen) Ideen erleichternd, beschleunigend, oder erschwerend und hemmend wirkt (sie wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher macht).

25. In diesem Sinne kann menschlicher Wille als Ursache menschlicher Tätigkeiten oder bewußter Unterlassungen gedacht

werden; denn Tätigkeiten und bewußte Unterlassungen sind psychologisch verstanden nichts als Sukzessionen von Ideen.

26. In jenen kausalen Ideenverbänden sind aber die relativ konstanten Elemente die Gefühle (die Bejahung oder Verneinung), die relativ variabeln die Gedanken. Das Verhältnis dieser zu jenen muß daher Prinzip der Einteilung und der Klassifikation bilden. Dies Prinzip liegt der Dichotomie des individualen wie des sozialen Willens zu Grunde. Natürlich nennen wir den Willen, in dem die Gefühle, künstlich den Willen, in dem die Gedanken überwiegen. Das heißt: die Beziehung auf Tätigkeiten (um so kurz zu sagen), in denen Wille überhaupt sich »äußert« oder »verwirklicht«, ist in einem Falle mehr vorausgefühlt — man kann dies auch ausdrücken: als objektiv vorhandene Tendenz empfunden —, im anderen mehr vorausgedacht. Vorausgefühlt ist sie von Natur unbestimmt und entwickelt sich von allgemeinen zu besonderen Beziehungen. Vorausgedacht geht sie von einzelnen Bestimmungen aus und geht in allgemeinere über, die aus jenen zusammengesetzt werden. Aus diesem Gegensatze ergibt sich das charakteristische Merkmal: dort — im Gefühlswillen — Herrschaft des Grundzweckes; d. h. die Idee eines allgemeinen Gutes richtet Gefühle und Gedanken auf das besondere Gut; hier — im Gedankenwillen — leitet die Idee eines besonderen Gutes — des Endzwecks — alle übrigen Ideen und ordnet sie sich unter. Dort — um einen noch bestimmteren Kontrast herzustellen — »wird« dem Menschen seine Aufgabe, sein Beruf offenbar (oder ist ihm offenbar geworden): »das soll ich«; hier »macht« er sich einen Plan (oder hat ihn gemacht): »das muß ich«. Dort — um endlich an geläufige wissenschaftliche Begriffe anzuknüpfen — herrscht im Willen das Unbewußte, hier das Bewußte vor.

27. Die fernere, diese Einteilung kreuzende Klassifikation der Willensformen richtet sich nach der beiden Typen gemeinsamen Beziehung auf Tätigkeiten. Je nachdem nämlich darin, d. h. in der entsprechenden Sukzession von Ideen, das sinnliche Element (Empfindungen, Wahrnehmungen) oder aber das intellektuelle Element (Vorstellungen, Gedanken) überwiegt, ergeben sich je 2 Hauptformen, eine des Anfanges und eine der Vollendung; dazwischen aber legen wir die breite Masse, in der jene Elemente so vermischt angetroffen werden, daß sie in relativem Gleichgewicht sich befinden.

28. Es entstehen also 6 Klassen von Willensformen, deren jede aber in Unterabteilungen zergliedert werden kann. Wir benennen sie hier mit Buchstaben

WFs	WFsi	WFi
WDs	WDsi	WDi

Inwieweit diese begrifflich konstruierten Formen in der Wirklichkeit vorkommen oder mit solchen, die in der Wirklichkeit vorkommen, sich decken, bleibt hier außer Frage; darum auch, ob es möglich ist, sie mit Worten, die sonst üblich sind, zu bezeichnen.

29. Ein Gegenstand (A) wird durch individualen, z. B. meinen Willen Zeichen eines anderen Gegenstandes (B), — dies ist, um den Gegensatz gegen natürliche Zeichen darzustellen, das nächste Problem. Auf den einfachsten und rationalen Ausdruck gebracht, heißt es: ich will bei Wahrnehmung von A — obwohl sie mit B in keinem natürlichen Zusammenhange steht — an B denken. Dieses »ich will« kann aber (im Deutschen auch sprachlich) sowohl auf die gegenwärtige als auf die zukünftige Zeit sich beziehen, es kann auf eine einmalige oder gelegentliche, es kann auch auf eine regelmäßig zu wiederholende Erinnerung gehen. Die Erinnerung selber ist wesentlich an die Wahrnehmung oder nur an die Vorstellung gebunden, also mehr von sinnlicher oder mehr von intellektueller Art. Der Wille aber, der die Assoziation bildet oder in ihr sich darstellt, wird hier, nach dem gegebenen Schema, in seine Gestaltungen unterschieden. Auf der einen Seite stehen 2 »Erlebnisse«, die durch die »Gefühlsbetonung« des einen oder beider oder eines dritten miteinander verknüpft werden. Der Hoffende, Mutige, der z. B. in den Kampf zieht, »nimmt« leicht irgend ein zufälliges Ereignis als ein »gutes Zeichen« für sich (»accipio omen«) — die Idee des Sieges erregt ihn so, daß sie jede andere Idee sich assimiliert; jene Idee verbunden mit dem Wunsche ist hier der Wille. Die Verbindung aber zwischen Zeichen und Bezeichnetem ist hier nur lose und oberflächlich, sie entsteht und vergeht leicht mit der sinnlichen Wahrnehmung des Zeichens. Dauerhafter wird sie, wenn ein dauernder Wunsch, ein »Interesse« sie knüpft; zu Grunde liegt immer der »Wunsch« günstiger Erlebnisse, daher günstiger Zeichen; die Freude an jenen überträgt sich auf diese; daher »verweilt« Erinnerung eben so gern als Wahrnehmung bei ihnen. So gewöhnt sich der Schaffende, von Zufällen Abhängige, z. B. ein Landmann oder Schiffer, vielerlei Beobachtetes so mit den einzelnen Stadien seiner Tätigkeit zu verbinden, daß ihm regelmäßig die wiederkehrende Wahrnehmung zum günstigen oder ungünstigen Zeichen wird. Aus solchen Denkgewohnheiten setzt sich die ganze Masse des traditionellen Aberglaubens zusammen. Endlich kann man, durch eben

solche Willensmotive angestachelt, förmlich lernen, sei es von anderen oder durch eigene Erfahrung und Überlegung, Erlebnisse »sich zu deuten«, z. B. Träume, die mit zukünftigen Ereignissen in keiner natürlichen Verbindung stehen, aber in beliebigen Zusammenhang mit der Meinung darüber gebracht werden können. Hier wird denn die Erinnerung selber von ausgeprägt intellektueller Art, z. B. die durch eigenes Denken gewonnene »Überzeugung«, daß ein Traum von fetten Kühen glückliche Jahre bedeute. In allen diesen Fällen ist immer nur daran gedacht, wie etwas für ein Individuum durch seinen Willen zum Zeichen von etwas anderem wird. In Wirklichkeit haben oder gewinnen solche Zeichen zumeist auch eine soziale Bedeutung vor der individualen oder durch diese. Notwendig ist aber jene erst, wenn Zeichen soziale Gebrauchsgegenstände werden. — Auf der anderen Seite aber betrachten wir, daß der Wunsch einer bestimmten Erinnerung diese zum Zwecke und irgend etwas, das mit ihrer Idee vorher in Verbindung gebracht wird, zum Mittel macht, d. h. zur vorausgesetzten Ursache der Erinnerung; er kann ihr natürliches Zeichen dazu wählen oder ein sozial gültiges Zeichen, oder endlich — was uns hier allein angeht — ein nur für sich bedeutendes Zeichen mit jener Idee verknüpfen. Die Formen des Willens werden für den gegenwärtigen Zweck in genügender Weise durch Beispiele erläutert. 1. Ich mache mir ein Zeichen zu einmaligem oder gelegentlichem Gebrauch — z. B. einen Knoten ins Schnupftuch, um morgen an einen zu schreibenden Brief zu denken; Striche in ein Buch, um bei wiederholtem Lesen mich meines Gefallens oder Mißfallens zu erinnern. 2. Ich setze mir ein Zeichen zum bleibenden Gedächtnis, z. B. einen Stein auf meinem Acker, um mich immer daran zu erinnern, daß ich an dieser Stelle eine wichtige Nachricht empfing. 3. Ich erfinde mir ein Zeichen, um etwas dadurch wieder zu erkennen, d. h. mich zu erinnern, daß ein Gegenstand in einer gewissen Beziehung zu mir steht, z. B. mein Eigentum ist. So »zeichne« ich mein Vieh für eine Herde; wesentlich ist dabei die intellektuelle Gewißheit, es jederzeit aus der Herde als das meine aussondern zu können. Die individuelle Bedeutung des Zeichens geht hier leicht in eine ausschließende, d. h. in die »geheime« über. Das Zeichen soll entweder nur für mich verständlich oder nur für mich wahrnehmbar sein.

30. Um nun darzustellen, wie in analoger Weise sozialer Wille sich mannigfach darstellt, wollen wir von den ausgeprägtesten Haupttypen seiner beiden Gattungen ausgehen, deren Begriffe fast

auf vollkommene Art durch sprachlich anerkannte soziale Mächte gedeckt werden. Sogleich soll aber die Anwendung auf gültige Bedeutungen von Worten geschehen, die durch solche Mächte geschaffen werden.

31. Typus jener Kategorie ist die **Sitte,** Typus dieser Kategorie ist das **Gesetz,** in dem Sinne, in dem es gedacht wird, als aus Beratungen und Beschlüssen eines Einzelnen oder einer Versammlung hervorgehend (»statute law«).

32. Das Wesen der Sitte liegt in der tatsächlichen Übung, sie entspricht psychologisch dem, was am Individuum als Gewohnheit verstanden wird, sie heißt auch ausdrücklicher Weise Volksgewohnheit. Als Wille ist sie auf einfachste Art erkennbar durch allgemeinen Unwillen, oft auch Entrüstung, ja Abscheu, den ihre Verletzung erregt, aber auch durch die Redeformen, die aus dem allgemeinen Denken hervorgehen, als: die Sitte befiehlt, die Sitte fordert, die Sitte ist streng und unerbittlich usw.

33. In den Sprachen vermischt sich diese Auffassung der Sitte mit derjenigen einer nur objektiven Tatsache, der Gewohnheit als bloßer Übung, d. h. regelmäßiger Übung. Wer aber den »Geist« seiner Sprache kennt, bemerkt wohl, wie an einem inneren Akzente, ob von Sitte in dem einen oder in dem anderen Sinne gesprochen wird, wie man auch von dem sozialen Sinne noch einen individualen unterscheiden kann, der aber (im Deutschen) sich dadurch charakterisiert, daß er pluralisch geformt wird, und daß er nur der zweiten, objektiven Anwendung des sozialen Begriffes entspricht (»ein Mensch von lockeren Sitten«).

34. Synonyma des Wortes im sozialen Sinne sind (im Deutschen) »das Herkommen«, »der Brauch«: jener Ausdruck weist auf die Begründung durch Übung früherer Generationen und auf das Verbindliche dessen, was die Väter getan und für gut gehalten haben, hin; dieser (»der Brauch«) geht mehr auf die lebendige Praxis.

35. In Anwendung auf Bedeutungen der Wörter bildet die deutsche Sprache für den Begriff der Sitte das besondere Wort »Sprachgebrauch«, wobei weniger an die Überlieferung als an die tatsächliche Übung gedacht wird; allerdings ist er auch in hohem Maße durch jenes bedingt, wie denn der »herkömmliche Sprachgebrauch« besonders betont zu werden pflegt. Daß der Sprachgebrauch gleich anderer Sitte auch eine subjektive Seite hat, liegt bei einem so psychischen Akte wie dem Sprechen nahe zu gewahren; indessen ist das Objekt auch zu intellektuell, als daß Abweichungen

und Verfehlungen eigentlichen Unwillen erregen sollten; wohl aber gibt sich bei jedem Sprachkundigen andere Unzufriedenheit oder doch Ablehnung kund, oft nur als Komischfinden oder in minder ausgeprägten Fällen, einfach als Urteil, das etwas als falsch verneint, und als Wunsch zu berichtigen. Daß aber dem tatsächlichen Gebrauche, nach dem der Einzelne sich richtet, den jeder als »entscheidend« für die Bedeutung von Wörtern anerkennt, so etwas wie ein gemeinsamer, gleichgerichteter Wille zu grunde liegt, ist auch daraus ersichtlich, daß die Sprache als ein »Gut«, ein »nationales Erbe«, ein »heiliges Besitztum« aufgefaßt zu werden pflegt, dessen »Antastung« oft zu heftigen Rede- und Waffenkämpfen geführt hat und noch führt. »Wir wollen unsere Sprache sprechen«, was heißt das anders als: wir wollen diese Zeichen mit diesen Bedeutungen gebrauchen; der Wille des Gebrauchs involviert den Willen der Bedeutungen: daß diese nicht als mitgewollt gedacht werden, beruht auf schon früher angedeuteten Gründen. Es ist aber allgemein: in der Gewohnheit wird der Wille nicht erkannt obgleich er sich stark genug, zumal als Widerstand, darin kundgibt. Es schwebt immer die an sich richtige Schlußfolgerung vor: wenn dies durch meinen (unsern) Willen wäre, so könnte mein (unser) Wille es in jedem Augenblicke aufheben oder verändern. Falsch ist nur, was dabei stillschweigend vorausgesetzt wird, daß der (individuelle oder soziale) Wille etwas sei, was ohne zureichende Ursachen in jedem Augenblick entstehen könne. Tatsächlich gilt: je fester gewurzelt eine Gewohnheit, desto unwahrscheinlicher und schwieriger ist es, sei es durch fremden oder durch eigenen Willen, ihr entgegenzuwirken.

36. Durch Volksgewohnheit oder Sitte entstehen und wachsen als am tiefsten das Leben der Einzelnen berührend die sozialen Gebilde, die wir »Recht« nennen; Gesetzgebung vereinheitlicht diese mannigfachen Gebilde und macht Recht auf bewußte und planmäßige Weise. Jenes, das Gewohnheitsrecht, erscheint teils in Tatsachen, Meinungen, Sprüchen, mündlich oder schriftlich überlieferten Regeln, teils in der Praxis der Richter, dem Gerichtsbrauch, d. h. in regelmäßig oder nur einmal, in gegebenem typischem Falle, ausgesprochenen Urteilen. Diese, die Gesetzgebung, d. h. die zur

[1]) In den Sprachen sind jedoch Spuren dieser, der Psychologie fehlenden, Erkenntnis zu finden. Man denke an das griechische Wort ἐθέλω, wo die Identität direkt, und an das entsprechende deutsche »pflegen«, wo sie indirekt angedeutet wird.

Durchführung ihres Willens fähige soziale Macht versucht alle möglichen Fälle im Voraus zu denken, nach Erwägung der Angemessenheit für bestimmte Zwecke, Regeln aufzustellen, nach denen geurteilt, gerichtet werden soll.

37. Während Gewohnheitsrecht in großer Mannigfaltigkeit und zahlreichen Widersprüchen die Rechtssphären der Personen vielfach in Vermischungen und Kreuzungen und schwer lösbaren Gemeinschaften läßt, so ist Gesetzesrecht beflissen, die einzelnen Sphären scharf von einander zu trennen und gegen einander abzugrenzen, nichts gemeinsam zu lassen, als was aus dem individuell bestimmten Eigentum oder Rechte abgeleitet oder doch ableitbar ist. Gesetzesrecht ist, wo es in seinen eigenen Bahnen wandelt, so sehr als möglich rational. Sofern Gewohnheitsrecht in Sätzen oder Urteilen enthalten ist, folgt seine Sprache dem allgemeinen Sprachgebrauch, ist daher mit diesem vielfach unbestimmt und schwankend.

38. Im Gewohnheitsrechte liegt immer ein Sprachgebrauch eingeschlossen, durch den es sich expliziert. Es ist Sache des richterlichen Urteils, zu erkennen, ob eine Sache das und das sei, d. h. ob ein gewisser Name ihr zukomme, z. B. einem Getränke der Name Wein, einer Zutat dazu der Name Gift. Es wird geprüft, ob die Sache die Qualitäten habe, die der Sprachgebrauch mit dem Namen bezeichnen will, für seine Merkmale hält.

39. Gesetzgebung muß sich direkt mit der Bestimmung von Wortbedeutungen befassen. So wird im Strafrechte nicht alles, was im Volke und in gewöhnlicher Rede Betrug oder Diebstahl genannt wird, als Verbrechen dieser Art verstanden und mit Strafe bedroht; vielmehr werden Definitionen solcher Begriffe zu Grunde gelegt und als Maßstäbe der Bedeutung vorgeschrieben. Die neuere sozialpolitische Gesetzgebung und auf ihr beruhende Verordnungen können nicht umhin, Ausdrücke des täglichen Lebens, wie Fabrik, Arbeiter, Handwerker als Begriffe zu stempeln, d. h. ihnen feste, leicht erkennbare Grenzen zu geben; und zwar bestimmen verschiedene Gesetze, verschiedene Verordnungen diese Grenzen auf verschiedene Art; es heißt dann z. B. »Handwerker« im Sinne dieses Gesetzes ist . . . ., Arbeiter im Sinne dieser Verordnung usw.

40. Wie aber in weitem Umfange Gesetze die Normen des Gewohnheitsrechtes nur fixieren, ausdehnen oder einschränken, insbesondere aber sie vereinheitlichen, so auch die gesetzlichen Bestimmungen über Bedeutung von Wörtern. Oft aber geschieht diese auch ohne alle Rücksicht auf den Sprachgebrauch, ja diesem

entgegen: neue Begriffe werden gebildet und für diese neue Wörter geschaffen oder alten die neue Bedeutung gegeben; der Gesetzgeber verfügt frei über den Sprachstoff, hält es aber in der Regel für zweckmäßig, den Sprachgebrauch zu schonen, an den er tatsächlich auch vielfach gebunden bleibt, wo er sich nicht mehr gebunden fühlt.

41. Dem Sprachgebrauch, der so sehr die breite Masse des auf die Wortbedeutungen bezüglichen sozialen Willens enthält, daß man fast immer anstatt des Wortes (Sprachgebrauch) das Wort Sprache schlechthin anwenden kann, steht außer den genannten indirekten Fällen keine eigentliche Sprachgesetzgebung gegenüber. Indessen gibt es doch ein bedeutendes Analogon dazu durch die Tätigkeit der Grammatiker und Lexikographen, wenn diese mit einer gesellschaftlichen Autorität von Staatswegen ausgestattet ist, oder sich solche durch ihr eigenes Gewicht erwirbt; der Gesetzgebung näher im ersten Falle. Typisch dafür ist die französische Akademie, deren *Dictionnaire* die Sprache zu unifizieren und zu reinigen mit so grossem Erfolge unternommen hat; ein Satiriker nannte die hyperkritischen Urheber

»*souverains arbitres des mots*«.

Eine viel schwächere Analogie bietet der Einfluß von Schriftstellern, die als mustergültig anerkannt werden; wir werden ihm an einer anderen Stelle aufs neue begegnen.

42. In verwandter Art aber mit solchen Autoritäten und auch in vielfachen direkten Berührungen mit der Gesetzgebung verfährt und wirkt Wissenschaft auf die Sprache. Sie ist gesetzgebend für die Bedeutungen von Wörtern, die sie für ihre bestimmten Zwecke aus dem Sprachgebrauche ablöst und definiert, d. h. die Bedeutungen als sein- sollende setzt; auch ist ihr die Bildung von neuen — im Sprachgebrauche garnicht vorkommenden — Wörtern nicht fremd, die sie zugleich mit Fixierung ihrer Bedeutungen ins Leben ruft, sei es, daß sie die Wörter erfindet oder, wie in der Regel, einer fremden Sprache entlehnt. Die Bedeutungen selber kann sie wiederum entweder durch eben solche Kunstwörter oder durch natürliche Wörter ausdrücken, denen sie ihren gebräuchlichen Sinn gelassen oder einen neuen verliehen hat. Ihre volle Souveränität aber macht sie erst geltend, wenn sie ihre eigentümlichen Objekte schafft, d. h. unabhängig von dem was sonst vorgestellt und gedacht wird, Gegenstände konstruiert und diesen alte oder neue Namen beilegt. Ihre Worte gewinnen dann eine besondere Bedeutung.

Z. B. das Wort »Kreis« hat im Sprachgebrauche sonst mannigfache Bedeutung, durch Gesetzgebung wird das deutsche Wort Name eines künstlich abgegrenzten Verwaltungsbezirkes, für die Wissenschaft bedeutet es, und in jeder zivilisierten Sprache ein entsprechendes Wort, den Begriff eines in keiner Erfahrung vollkommen möglichen Dinges, nämlich einer geschlossenen Linie, die in jedem ihrer Punkte die gleiche Entfernung von einem Mittelpunkte hat: wo schon die Worte Linie und Punkt ebensolche spezifisch wissenschaftliche Bedeutung haben. Man nennt solches nun auch einen wissenschaftlichen Sprachgebrauch — im Sprachgebrauch. Wir aber unterscheiden und definieren hier, achten daher nicht des Sprachgebrauchs; dadurch selber ein Beispiel gebend der wissenschaftlichen Freiheit, Begriffe zu bilden und zu klassifizieren; einer Freiheit, die nur limitiert wird durch die Kritik ihrer Zweckmäßigkeit (wir gedenken daher, durch den Verlauf der Abhandlung unsere Idee zu rechtfertigen).

43. Wenn wir aber die soziale Gewohnheit, den Brauch, des näheren untersuchen, so findet sich, daß so etwas regelmäßig entsteht, wo ein Zusammenleben von Menschen auf den ihm am meisten natürlichen Grundlagen beruht. Wie sich individuelle Gewohnheiten am leichtesten und häufigsten aus ursprünglichen und starken Neigungen (Geschmäcken, Bedürfnissen) entwickeln, so entwickelt sich soziale Gewohnheit aus wechselseitiger und gemeinsamer Neigung. Alle Neigung offenbart, vielmehr vollendet sich in Tätigkeit, denn sie ist der Beginn solcher Tätigkeit. Aus der Stärke und häufigen Erneuerung der Neigung folgt eine häufige Wiederholung der entsprechenden Tätigkeit; diese wird subjektiv zur Gewohnheit, wenn durch die Häufigkeit selber die Neigung verstärkt oder sogar ausschließlich bedingt wird, da das wiederholte Tun auch aus minder freiwilligen Quellen fliessen kann. Immer ist Gewohnheit eine von der Neigung verschiedene Disposition zu bestimmten Tätigkeiten, als solche mehr bindend und regulierend, die Freiheit des Willens wird durch sie in besonderer Weise determiniert, sie wird als nötigend, ja zwingend empfunden, der »Mensch« ist »Sklave« seiner Gewohnheiten, und doch sind diese wesentlich nur festere Gestaltungen flüssiger, aber darum nicht minder notwendiger und nötigender Antriebe. Ganz so wirkt im sozialen Leben der Brauch und verhält sich ebenso zum sozialen Instinkte, oder wie immer wir das ursprünglich Verbindende nennen wollen, das auch für die Bedeutung von Zeichen maßgebend ist.

44. Wenn schon das Verständnis natürlicher Zeichen z. B. von Geberden, Rufen durch die Ähnlichkeit der Organe bedingt, durch soziale Gefühle und gewohntes Zusammenleben erleichtert wird, so differenzieren sich, wo diese Förderungen vorhanden sind, künstliche Zeichen in kaum merklicher Weise davon. Wenn der Hilfstrieb — ein- oder gegenseitig — stark ist, so wird der Versuch eine bestimmte Gefahr durch einen Laut anzuzeigen, auch wenn dieser Laut nicht mehr oder nicht zuerst expressiv oder imitatorisch ist, rasch verstanden, kommt leicht in Umlauf, wird auf- und angenommen. Indem gegenseitige Nachahmung Ausdruck der Einmütigkeit ist, darf diese, die natürliche Harmonie der Gemüter, als erste Ursache einer kurrenten Bedeutung von Wörtern, wie von anderen Zeichen, begriffen werden. Man kann in jeder Kinderstube, im Schoße jeder glücklichen Familie beobachten, wie neue Bezeichnungen für Menschen und Sachen erfunden und verstanden, wie sie aus Wohlgefallen an ihnen selber oder an ihrem Erfinder — z. B. dem Schall nachahmenden Kinde — aufgenommen und wiederholt werden. Ähnlich ist es, wenn in größeren Sprachgemeinden Redner und Schriftsteller neue, besondere Wörter oder neue Bedeutungen alter Wörter aufbringen; dadurch, daß sie gefallen oder durch den Eindruck und Einfluß des Erfinders, gewinnen sie, wenigstens für eine Zeit lang, Kurs, d. h. werden nachgeahmt, wiederholt. Und so muß auch der Ursprung der Sprachen gedacht werden, daß diese Quellen der freien Erfindung, der Versuche zur Einführung, und der zeitweiligen Geltung, reichlich geflossen sind, nachdem einmal die Organe gewöhnt waren, eine Mannigfaltigkeit von Lauten zu bilden. Was dann in dauerndem Brauche sich erhält und auf jüngere Generationen übertragen wird, ist durch Auslesen aus diesem Reichtum ursprünglicher Wortkeime gewonnen; Auslesen, die selber immer aufs neue sich wiederholen. Die psychologische Ursache jener üppig wuchernden Urkeime, in denen die Wörter zugleich mit ihrer sinnlich empfundenen Bedeutung erzeugt werden, können wir als Sprachgefühl, Sprachinstinkt oder besser als »Sprachbildungstrieb« bezeichnen, und diesen also als dem Sprachgebrauche zu grunde liegend darstellen. Bekannt ist es, daß gerade rohere Sprachen mit einer Überfülle von Synonymen belastet sind, wie auch, daß in ihnen die Verschiedenheit der Mundarten zumeist bis in die engsten lokalen Bezirke sich fortsetzt.

45. Sprache wird, wie andere Systeme, von Zeichen, z. B. Schriftzeichen, Noten, Signale durch Lehre überliefert. In bezug auf die

Muttersprache pflegt freilich die Lehre mit dem Gebrauche vermischt zu sein und in unmerklichen kleinen Dosen, die durch Kontinuität um so stärker wirken, eingegeben zu werden. Immer aber ist es die Autorität des Erziehers, die als Tatsache mitteilt, daß das Ding so und so heißt, daß das Wort und der Satz (als Einheit mehrerer Wörter) solche Bedeutung haben. Dieser Aussage muß nicht allein Begierde und Fähigkeit zu verstehen, dem Gedächtnisse einzuprägen und nachahmend sich kund zu geben, sondern auch der Glaube des Lernenden entgegenkommen. Leicht geglaubt wird aber alles, was nicht in entgegengesetztem Wissen, in persönlichem Mißtrauen oder in Mißfallen an der Sache seine psychologischen Widerstände findet. Glaube ist Aufnahme und Bestätigung, gleichsam ein Indossament durch Unterschrift, mithin eine Willenshandlung; und da auch der Lehrer das, was er überliefert, in gutem Glauben empfangen hat, so darf man auch den gemeinsamen Glauben als eine der Formen des sozialen Willens ansprechen, die Wörtern wie anderen Zeichen ihre Bedeutung geben.

46. Dies aber ist in ausgeprägter Weise erkennbar, wenn es sich um besondere Zeichen und besondere Wörter handelt, denen der Glaube oder verwandte Arten eines gefühlhaften Wollens, als Ehrfurcht, Begeisterung, eine besondere und erhöhte Bedeutung verleihen. So geschieht es in weitem Umfange mit Zeremonien und damit verbundenen Zauberworten, die für heilig und auf übernatürliche Weise wirksam gehalten werden. Wörter, deren eigentliche Bedeutung nicht verstanden wird, z. B. wenn sie einer fremden Sprache entlehnt sind, empfangen so die Bedeutung, eine Kraft in sich zu enthalten, die über die Kräfte gewöhnlicher Wörter, menschliche Gefühle und Empfindungen zu erwecken, weit hinaus geht. Der Glaube sagt, daß sie auf die Natur oder auf Götter und Dämonen wirken, die durch und für ihn (den Glauben) in der Natur vorhanden sind. So hat in charakteristischer Art der gemeine Aberglaube die unverstandenen Worte der Eucharistie »*Hoc est corpus* (meum)« als »Hokus pokus« zu Zauberwörtern schlechthin gemacht, die gleich dem Hexen-Einmaleins zum notwendigen Apparate derer gehören, die das Unmögliche zu verwirklichen scheinen. So denken auch die Theologen den Schöpfer, nicht als unmittelbaren Urheber des Himmels und der Erden, etwa durch sein Wesen oder seinen Willen allein, sondern er muß das schöpferische Fiat sprechen [dies keineswegs der jüdisch-christlichen Idee eigentümlich; auch »in indischen und persischen Religionssystemen wird . . . die Schöpferkraft

des Wortes an die Spitze des Seins gestellt«; der Laut ist »Brahma«, heißt es im Mimansa, durch das gesprochene Wort schafft Parabrahma die Welt. »Als Ahriman, der Todesschwangere, die Erde durchstürmt, spricht Ormuzd das *Honover*, das reine, das heilige, das schnellkräftige Wort, um die Schöpfung zu erhalten und zu schützen« (BASTIAN)], und so macht die an solche naive Vorstellungen sich heftende Spekulation das Wort selber zum Gotte oder zum offenbarten Sohne Gottes, und wie das Wort alles schaffen, alles verwandeln kann, so schafft und verwandelt es sich selber in Fleisch und wandelt als Mensch unter den Menschen. Aber auch außer der Sphäre des Wunderglaubens wird dem Worte ein geheimnisvoller sachlicher Wert beigelegt, daher gewissen Worten eine gute oder üble Vor-Bedeutung. Auch beruht die Macht des gesprochenen Wortes, zumal der öffentlichen Rede, großenteils darauf, daß gewissen Wörtern und (Rede-) Wendungen vom Hörenden eine Mit-Bedeutung gegeben wird, die seine Gefühle erregt: Liebe, Verehrung, Begeisterung; Haß, Abscheu, Entrüstung. Man denke an den »Zauber« von Worten, wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und dagegen an die düsteren Assoziationen, die durch Worte, die mit Blut zusammengesetzt sind, erregt werden: Blutschuld, Blutrache, Blutbad und dergl.

47. Es gehört zur Kunst des Redners, durch richtige Anwendung, Hervorhebung, Betonung solcher Wörter die »Stimmung« zu erwecken und zu erhalten, die für Aufnahme seiner Gedanken, Befolgung seiner Ratschläge bereit macht.

48. Mit der religiösen und aller feierlichen Rede ist wesentlich die kunsthafte, die poetische Sprache verwandt; auch sie hat ihre ursprüngliche Kraft und Geltung durch den Volksglauben, für den das eigentlich und wirklich ist, was in der poetischen Sprache als Bild und Gleichnis bleibt; gläubige Phantasie erfüllt die Welt mit lebendig tätigen Geistern; die Naturmenschen und ihnen voranschreitend ihre Lehrer — Priester, Seher — glauben, daß es überall menschlich zugehe, sie sehen den menschlichen Willen, menschliche Leidenschaften in die Dinge hinein und machen diese sich dadurch vertraut und verständlich, Dichtung ist zugleich Erklärung. Alle merkwürdigen Naturerscheinungen, ebenso auch Ereignisse des menschlichen Lebens sind für solche Denkungsart übersinnliche Dämonen, Riesen, Götter u. dgl. oder werden durch diese verursacht. Die Neigung und Gewohnheit, lebende Wesen gleichsam in jeden Winkel zu setzen, wird durch besondere Erzählungen,

Fabeln, Mythen, erhöht und verstärkt, wie sie darin sich offenbart; und diese stehen in fortwährender Wechselwirkung mit der Sprache — teils wird der sprachliche Ausdruck durch den Mythus, teils wird dieser durch jenen hervorgerufen. Bei weitem überwiegt aber der erste Zusammenhang: die Personifikation der Dinge oder der Ursachen von Vorgängen ist die natürliche Assimilation des Fremdartigen an das Bekannte, und diese geschieht, wenn einmal Sprache vorhanden ist, notwendigerweise mit deren dargebotenen Mitteln, die aber jene für sich und nach sich gestaltet. Die Erzählungen sowohl als die generellen Ausdrucksweisen werden in und mit der Sprache gelehrt, überliefert, empfunden, sie verwachsen mit dem Volksgeiste, mit der Sitte, der Religion; aber sie scheiden sich auch wieder davon, wenn die gemeine Denkungsart nüchterner, besonnener, verständiger wird, wenn die Poesie als Kunst sich über das Leben erhebt. Die Bedeutung vieler Wörter, die bisher eben so eigentlich war, wie die der Aussagen über wirkliche Erlebnisse, wird vermindert, sie werden nicht mehr als Zeichen von Wirklichkeiten, sondern nur noch als Zeichen von Bildern gedacht, und so »erblassen Gedanken, die einst einen realen Sinn hatten, zu bloßen poetischen Redeformen« (TYLOR). Auf der anderen Seite aber macht auch die Sprache, zuerst Mythen, sodann wenigstens sinnliche Vorstellungen von den Dingen, die viel zäher als jene sich erhalten. Auch außerhalb der Personifikationen des Unlebendigen behandelt die sprachliche Ökonomie alle Vorgänge nach Analogie von animalischen Tätigkeiten, alles Gedachte nach Analogie des Wahrgenommenen, alles Wahrgenommene nach Analogie der organischen Wesen, zu denen das eigene »Ich« des Redenden gehört. Wo aber Tätigkeiten von Dingen vorzuliegen scheinen — ein Schein, den oft die Redeweise erst hervorbringt — da ist der Schluß gegeben *ab esse ad posse*, vom Tun auf die Kraft des Tuns, und so werden die »Eigenschaften« des »Dinges«, wahrnehmbare und verborgene (okkulte Qualitäten) zu »Kräften«, aus denen die wirklichen Ereignisse notwendiger oder doch begreiflicher Weise hervorgehen. Für bekannt darf erachtet werden, daß diese Deutungen, durch das Vehikel der sogenannten Metaphysik, tief in die Wissenschaften eindringen; und nur mit großer Mühe wieder ausgeschieden werden. Das natürliche Denken genügt durch Beilegung von Namen unmittelbar dem jeweilig entstehenden Bedürfnisse nach Wissen, nach Erklärung; und dies hängt auf das engste mit jener phantastisch-poetischen Belebung der Natur zusammen, die daraus immer neue Nahrung zieht, wenngleich sie

allmählich trockener und prosaischer wird. Auch nachdem das wissenschaftliche Denken soweit fortgeschritten ist, wie in unseren Tagen bei den am besten Gebildeten, gibt jenes Bedürfnis noch regelmäßig sich zufrieden, wenn die Tätigkeit eines Menschen als Ursache einer Erscheinung hingestellt oder aufgezeigt wird; zuhöchst geht etwa die Forschung noch nach seinen Beweggründen und zieht auch diese gleichsam auf Namen ab, die etwas allen bekanntes bezeichnen, z. B. Zorn, Rachsucht, Liebe, Haß usw. Das natürliche Denken erklärt nach dieser Analogie alles; und in der Gestalt, in der es auch uns, außerhalb der menschlichen Wirkungen, geläufig bleibt, begnügt es sich mit einer Reduktion der Analogie, nachdem die menschenartigen Eingriffe übersinnlicher Wesen nicht mehr geglaubt werden. Man findet einen Eichenstamm zersplittert. »Das hat der Blitz getan,« »er muß mit furchtbarer Gewalt hier eingeschlagen haben« — so etwa sagen wir, wenn wir unserem natürlichen Denken folgen; der phantastische und abergläubige Mensch früherer Zeiten oder einfacher Kulturzustände sagt und meint: »Zeus oder Gott zürnte dem Besitzer dieses Grundstückes, darum hat er durch einen Blitzstrahl diese Eiche gefällt«. So oder auf ähnliche Art kann aber auch einer reden, der es nicht glaubt: dann ist es eine poetische oder rhetorische Figur; aus einer derartigen Anschauung und Fiktion kann endlich ein bloßer metaphorischer Ausdruck entstehen, z. B. der Blitz hat hier gewütet. Alle Redefiguren, von denen die Metapher bei weitem die wichtigste und am meisten charakteristische ist, haben dies gemein, daß in ihnen die Wörter eine uneigentliche neben ihrer eigentlichen Bedeutung haben — jene soll durch diese gleichsam hindurchscheinen, sofern die Figur verstanden sein will; es kann aber auch geschehen, daß der Redner nicht oder wenigstens nicht von allen, die ihn hören, verstanden sein will; er ist zufrieden, ja es ist ihm lieber, wenn nur einige ihn verstehen, vielleicht wünscht er sogar, garnicht verstanden zu werden, nämlich nicht auf die vollkommene Art verstanden zu werden, worin die uneigentliche Bedeutung mitverstanden wird. Er will dann nur sich selber verstehen, und das, was er wirklich meint, nur stückweise oder nur den Schein oder endlich sogar das Gegenteil davon mitteilen. Die rednerische Phrase, z. B. die Ironie, besonders aber die Hyperbel, grenzt so an die Lüge und geht darin über. Lüge ist ein Gebrauch der Worte zu einem ihnen (d. h. dem in ihnen enthaltenen sozialen Willen) fremden individuellen Zwecke — zu dem Zwecke, durch scheinbare

Mitteilung der eigenen Meinung eine Vorstellung zu erregen, die von dieser verschieden, im extremen Falle ihr widersprechend ist. — Der herrschende Glaube — wofür man auch mit einem naheliegenden Gleichnisse sagen kann: der Kredit, dessen der Redende genießt — ist auch in diesem besonderen Sinne das, was den Wörtern ihre wahre Bedeutung gibt. Es unterscheidet diese Bedeutung auch die Persönlichkeit und ihre Worte: dieselben Worte haben das volle Gewicht ihrer eigentlichen Bedeutung, wenn ein redlicher Mann sie gebraucht hat, und sind leere Worte im Munde eines Wichtes oder gar Schwindlers.

49. Wir hatten als Hauptformen des Bedeutung gebenden sozialen Willens den Sprach-Gebrauch und die Sprach-Gesetzgebung einander gegenüber gestellt. Ersichtlich ist nun, daß »Volksglaube« und »Wissenschaft« in analoger Weise einander gegensätzlich entsprechen. Beide Formen des sozialen Willens können gleichsam als Abgeordnete (Delegierte), Volksglaube des Sprachgebrauches, Wissenschaft der Gesetzgebung angesehen werden, d. h. als Willensträger, die innerhalb der Gesamtsphäre, die der Gestaltung des Sprachgebrauches, bezw. der Gesetzgebung untersteht, mit einem speziellen Mandate ausgerüstet sind, das sie dadurch erfüllen, daß sie Gruppen von Wörtern ausgezeichnete Bedeutungen anhängen. In Anwendung auf Sprachen wollen wir den Volksglauben Sprachgenius nennen.

50. Es bleibt nun noch eine wichtige Form des sozialen Willens zur Erörterung übrig, die der Gesetzgebung und Wissenschaft ebenso zu grunde liegt, wie die natürliche, wir dürften sagen, animalische Übereinstimmung, das »Einverständnis«, dem Sprachgebrauche und dem Volksglauben. Jene Form nennen wir ihrem allgemeinen Wesen nach »Vertrag« und in besonderer Anwendung auf die Bedeutung von Zeichen »Verabredung«. Unter der Voraussetzung von lauter getrennten individuellen Willen ist Vertrag die natürliche und notwendige Form für ihr »Zusammenkommen«, ihre Verbindung oder Vereinigung in einen sozialen Willen. Diese Form hat das Dasein zweier oder mehrerer freier Personen, d. h. solcher, die durch ihren eigenen Wunsch sich bestimmen lassen, einander fremd zu bleiben oder zusammen zu kommen, zur Voraussetzung. Die gegebene Materie, d. h. der begrifflich einfachste Inhalt des Vertrages ist der Austausch von Sachen: hier werden zwei Willen, die vorher entgegengesetzt waren, indem jeder seine Sache so stark als möglich zur Geltung bringen will, »sich einig«, daß zwei Sachen einander

gleich gelten sollen oder, wo der Ausdruck der Geltung in einer bestimmten Sache üblich geworden ist, daß eine vorliegende Sache so und so viel, d. h. so und so viel Einheiten des »Wertmaßes« gleich gelten solle, möge nun diese Geltung den Akt des Austausches überdauern oder nicht. Ebenso können aber beliebig viele Willen sich darüber vereinigen, daß ein Maßstab oder eine Norm »gelten« solle, auch wenn das: »wie viel« die einzelne Sache gelte, entweder dem Vergleichen, genauer dem Messen einer oder mehrerer Personen, oder aber vielfachen Übereinkünften überlassen werden muß. Am besten bezeichnet die griechische Sprache solche Vereinbarung als »Zusammensetzung« (ξυνθήκη) — hier entsteht gleichsam auf sichtbare Weise der gemeinsame Wille dadurch, daß mehrere einen Beitrag ihres eigenen Willens dazu leisten; und dies kann nicht anders geschehen, als, indem sie ihren Willen »erklären«, d. i. durch Zeichen kundgeben. Solches Zeichen kann die Übergabe einer Sache sein, es kann aber — als Abkürzung — ein gesprochener Satz, endlich ein Wort genügen. Und nur in Worten kann der gegenwärtige Wille eines zukünftigen Willens — ein Versprechen — ausgedrückt werden. Ebenso kann nur in Worten ein Befehl, überhaupt ein Satz, der etwas für eine über den Augenblick hinausgehende Zeitdauer Gewolltes enthält, ausgedrückt werden. Solcher Satz ist aber der Satz über Geltung von Zeichen, daher möglicherweise auch über die Bedeutung von Wörtern. Der darauf ausgehende Imperativ bleibt entweder ohne Ausdruck oder er drückt sich in Worten aus. Auch Maßstäbe, Gewichte, Münzen sind Zeichen, nämlich Zeichen einer verabredeten oder sonst festgesetzten, jedenfalls aber zunächst nur in Gedanken existierenden Maß-Einheit oder eines Vielfachen davon.

51. Verabredete Zeichen zwischen Zweien und Mehreren sind eine Sache, die jedermann kennt. Sie sind dadurch charakterisiert, daß sie von dem Wesen natürlicher Zeichen sich beliebig weit entfernen können und regelmäßig sich weiter davon entfernen, als Zeichen, deren Bedeutung in naturwüchsigem sozialem Willen begründet ist. So hat z. B. die schräge Stellung einer Briefmarke oder hat eine gelbe Rose im Knopfloche, nicht die geringste Ähnlichkeit oder andere Verwandtschaft mit einer Ankündigung »heute Nachmittag 5 Uhr Rendezvous in der Konditorei« und können doch beide, wenn nur die vorherige Abrede getroffen ist, vortrefflich zum Zwecke solcher Ankündigung dienen. Die Macht des menschlichen Willens, etwas zum Zeichen zu machen, tritt hier

in ihrer elementaren (sozial wirksamen) Gestalt entgegen. Auch die Verabredung über eine besondere Bedeutung von Worten, sogar von sonst sinnlosen Worten, spielt im sozialen Leben eine bedeutende Rolle. Besonders gibt dazu die rasche, aber kostspielige Mitteilung in weite Ortsferne Veranlassung, es entsteht z. B. im Verkehr zwischen England und Indien eine verabredete »Kabelsprache«, zunächst etwa innerhalb einer Familie oder eines Geschäftes, so daß etwa der Silbe »Tar« die Bedeutung vorausgegeben wird: ich bin gesund angekommen« oder der Silbe »Ver« die Bedeutung: »der Silberpreis zieht an«. Sehr nahe liegt es dann, solche Zeichen zu Mitteln geheimer, d. h. ausschließlicher Verständigung, im Gegensatze zum öffentlichen Gemeingut der Volkssprache, zu machen. Viel älter und größer ist in diesem Sinne die Anwendung verabredeter Schriftzeichen, die ebenso ihren besonderen Wert als Mittel geheimer Anzeigen und Mitteilungen erhalten. Alle solche Privatzeichensysteme haben aber regelmäßig, wie die Schrift selber, eine vorhandene Sprache zur Voraussetzung und beziehen sich darauf, so daß sie Zeichen von Zeichen darstellen: als verkürzte Schrift, gleich der Stenographie, gleichsam Zeichen in dritter Potenz. Die Zeichenqualität der Originalzeichen kann dabei völlig vergessen sein, und pflegt vergessen zu sein; ja, es kann als Regel ausgesprochen werden, daß diese, sofern sie durch einen natürlichen sozialen Willen ihre Beglaubigung haben, niemals als gewollte Zeichen deutlich bewußt gewesen sind; ganz klar ist dies, wenn sie als natürliche Zeichen empfunden, ja dafür gehalten werden, wozu individuelles wie soziales Gewohntsein drängt. Hingegen gehört es zum Wesen der hier erörterten Derivativzeichen, daß sie als Zeichen, mithin als Mittel für gemeinsame Zwecke, von denen, die ihnen Bedeutung geben, gedacht und gewollt werden. Andere freilich, die nicht auf diese Weise tätig gewesen sind, können dem Inhalte einer solchen Verabredung beitreten: sie nehmen es dann in ihren Willen auf, ohne daß sie über Wesen und Ursprung der Zeichen nachzudenken brauchen, diese können ihnen daher eben so natürlich werden, wie die »Muttersprache« und die gewohnten Umgangsformen. Andererseits ist aber auch der Ursprung für den konventionellen Charakter von Zeichen und Zeichensystemen nicht allein entscheidend. Zeichen jedes Ursprunges können konventionelle werden, dadurch, daß sie als solche, d. h. wesentlich als äußerliche Mittel, empfunden, gedacht, angewandt werden. Deutlich ist dies eben an den Umgangsformen; man kann sich naiv und

gläubig zu ihnen verhalten, dann nimmt man Versicherungen der Hochachtung, Verehrung, der Teilnahme usw. für »baare Münze«, und gibt sie auch nur dann, wenn man sie mit »gutem Gewissen«, d. h. mit Zustimmung seines Denkens, aussprechen kann — mit Recht wird man dann bald über die gesellschaftlichen Lügen sich entrüsten —; oder man nimmt und gibt sie als bloße »Scheine«, man weiß, daß sie nichts als Mittel sind, eine verkehrswillige Gesinnung auszudrücken und seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft, insbesondere zu derjenigen, die sich die gute nennt, zu dokumentieren. Es gibt dafür, dem Begriffe nach, nur das eine Mittel, daß man ihre Regeln beobachtet, und zu diesen Regeln gehört der Gebrauch solcher Redewendungen. Sie sind nicht ernst gemeint, es sind bloße Formen — ohne allen oder doch ohne entsprechenden Inhalt — »hohle Phrasen«, oder wie immer dies ausgedrückt wird. Wer aber mitspielen will, muß sich den Spielregeln unterwerfen. — Es ist klar, wie dieser Gebrauch der Worte mit dem von Redefiguren verwandt ist. Hier wie dort neigen die Übergänge leicht in das Gebiet der Lüge. Die Lüge hebt die eigentliche Bedeutung, den buchstäblichen Sinn der Wörter hervor und verlangt, daß diese hingenommen, geglaubt werden; sie (d. h. der Lügende) meint nicht die uneigentliche Bedeutung, sondern gar keine. Das Lügen wird aber durch die figürliche Bedeutung sehr erleichtert — man denke an die Rhetorik von Liebesschwüren und Freundschaftsbeteuerungen —; ebenso wird es erleichtert durch die gesellschaftliche Bedeutung oder vielmehr Entwertung der Worte. Wer sich durch Schmeichelworte Vorteile zu verschaffen sucht, kann sich darauf beschränken, Redewendungen zu gebrauchen, die in seiner Gesellschaft gang und gäbe sind, über deren wahren Sinn in der Regel sich niemand täuscht. Er kann sie doch mit der Absicht und dem Erfolge der Täuschung gebrauchen: er hat nur nötig, einen besonderen Akzent, eine Wärme des Tones hineinzulegen, die sonst »vom Herzen kommt«; sollte man aber Verdacht gegen ihn merken lassen, so kann er immer sich darauf zurückziehen, daß er ja nur die üblichen konventionellen Reden geführt habe. Die Variationen, die sich hier beobachten lassen, sind mannigfach.

52. Wenn nun in dieser Sphäre Teile der sonst gesprochenen Sprache gleichsam aufgeweicht und in einen Kuchenteig geknetet werden, so ist auch eine ganze Sprache möglich, in der alle Wortbedeutungen einen konventionellen Charakter hätten, sei es, indem

sie unmittelbar auf Gegenstände oder (was wahrscheinlicher), indem sie auf viele empirische (natürliche) Sprachen bezogen würden. Alte und neue Versuche, eine Weltsprache zu konstruieren, entsprechen einer durchaus vernünftigen und notwendigen Idee, die bei der gegenwärtigen Ausbreitung des Verkehres früher oder später tiefere Wurzeln fassen und rasch emporwachsen wird. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß in vielen Rücksichten besser wäre, eine gegebene, natürliche Sprache zum Range eines internationalen Verständigungsmittels zu erheben; und dahin arbeiten ökonomische und politische Entwicklungen mächtig vor, am meisten zu gunsten der englischen Sprache, die zufälligerweise auch gewisse konstitutionelle Vorzüge, gerade für solchen allgemeinen gesellschaftlichen Gebrauch, besitzt, Vorzüge, durch die sie auch leichter erlernbar ist als die übrigen modernen Sprachen. Wir sind heute geneigt, zu vergessen, daß noch alle Wurzeln unseres Kulturlebens in einem Zustande liegen, der durch allgemeine Herrschaft einer solchen Weltsprache, des Lateinischen, charakterisiert war; daß von dieser Geltung noch viele höchst bedeutende Reste erhalten sind; daß sie in einigen Gebieten, nämlich als Sprache der Höfe und der Diplomatie, unmittelbar abgelöst wurde — im 17. Jahrhundert — durch das Französische und daß auch diese Sprache noch ein hohes Maß von internationaler Anwendung behalten hat. In allen diesen Fällen kann man von einer »konventionellen« Geltung mit gutem Grunde reden. Das Verhältnis, das jeder zu einer fremden Sprache empfindet, ist, zumal so lange ihm diese noch nicht »in Fleisch und Blut« übergegangen ist, sehr verschieden von dem Verhältnisse zur Muttersprache: jenes ist dem Gebrauche eines Werkzeuges, dieses dem Gebrauch eines angeborenen Organes ähnlicher. Daher auch, wenn mehrere zusammen eines solchen Werkzeuges zu gegenseitiger Verständigung sich bedienen, sie sich ähnlich dazu verhalten, als wenn sie durch Verabredung die Bedeutungen dieser Zeichen festgesetzt hätten. Zunächst sind sie freilich an den Geist, d. h. den Willen oder die Assoziationen dieser fremden Sprache gebunden, aber je mehr sie ihre besonderen, gemeinsamen Angelegenheiten in diesem Stoffe ausdrücken, um so leichter verfügen sie mit einer gewissen Freiheit darüber, ohne den Hemmungen zu begegnen, die das »Sprachgefühl«, d. i. die Gewohnheit und das Gedächtnis für die Regeln der eigenen Sprache sonst entgegenstellt. Aber auch in der Muttersprache entwickelt das »Geschäft«, d. i. aller menschliche Verkehr, bei dem jeder seinen eigenen Vorteil in bewußter Weise verfolgt,

Erfindung und Gebrauch von Worten und Redewendungen spezifischer Geltung, die einer verabredeten gleichartig ist. Der soziale Wille, der darin enthalten ist, unterscheidet sich vom naiven Sprachbildungstrieb durch seine »reflektierte« Beschaffenheit, er ist in reifer Gestalt nur auf Grund einer alten Kultur denkbar, seine Sprache ist wesentlich Schriftsprache, sein Stil ein papierner Stil.

53. Die freiere Verfügung über gegebenen Stoff ist für alle Formen charakteristisch, in denen ein freierer sozialer Wille sich ausprägt; das aber ist ein solcher, der auf die eigenen Akte der verbundenen Individuen zurückgeführt werden muß. Wir rechnen hier dazu sowohl den Willen, der in einer normalen Gesetzgebung, als den Willen, der in einer normalen Wissenschaft zum Ausdrucke gelangt. Es ist klar, wie aus Konvention Gesetzgebung hervorgehen kann. Wenn irgend eine Gesellschaft eine Kommission wählt und ihr den Auftrag gibt, die in ihr gültigen konventionellen Regeln aufzuzeichnen, auch je nach Bedünken zu verändern, minder zweckmäßige durch zweckmäßigere zu ersetzen und in Übereinstimmung beschließt, nach diesen neuen Regeln sich richten zu wollen, — so wird diese Kommission ein gesetzgebender Körper. Solcher Ursprung, solche Autorisierung der Gesetzgebung wird hier als normaler Fall gedacht. Es ist wahr, daß sich in der Erfahrung Einzelpersonen und Körperschaften zeigen, die ihr Recht, Gesetze zu geben, auf ganz andere Weise beglaubigen, und zwar vorzugsweise durch übersinnliche Ordnungen der Dinge. (*Ius divinum.*) Aber die Erfahrung lehrt auch, daß Gesetzgebungen dieser Art weit mehr auf Fixierung gegebener Zustände und Gewohnheiten, als auf freie, planmäßige, zielbewußte Neuerungen ihr Absehen haben. Sie gehören regelmäßig unter jene Form des sozialen Willens, die wir als Volksglauben bestimmt haben. Dieser ist zwar — auch in seinem Verhältnisse zum Sprachgebrauch — förmlich frei, zu bilden und zu gestalten; er hat aber eine ausgesprochene, ihm wesentliche Vorliebe für das Alte, als das Bewährte und Geheiligte, ohne über seinen Nutzen in bezug auf bestimmte einzelne Zwecke zu reflektieren. Altertümlich ist auch die Rede der Religion, ja nicht selten in einer Sprache gehalten, die nur für die Geweihten und Gelehrten verständlich ist; so die Sprache der heiligen Kunst frommen Gesanges; während sonst die Entwickelung der Sprache, wie aller Zeichensysteme, auf Abkürzungen hingeht, so wird hier absichtlich den langgedehnten Formen als den herkömmlich-feierlichen der Vorzug gegeben. Überhaupt erstreckt sich die so beglaubigte »Gesetz-

gebung« mehr auf die Formen als auf den Inhalt des Lebens. Sie berührt sich dadurch — und dies gilt vom Volksglauben schlechthin — mit der Konvention, so daß das Konventionelle oft »nur« ein anderer Name für das Heiliggehaltene ist. Auch die Konvention ist zunächst und bleibt in gewissem Umfange immer »konservativ«, daher das »Steife« der »Etikette«, die gewundene, umständlich-feierliche Sprachform alter Kourtoisie, des Briefstils usw. Es liegt aber in ihrem Wesen, sich davon abzulösen und zur launenhaft wechselnden, neuerungssüchtigen »Mode« zu werden. Mit viel stärkerem Überwiegen jener Vorliebe für das Alte bewegt sich auch zwischen Volksglauben und Konvention das Recht, wie es auf Grundlage des Gewohnheitsrechtes geübt und gesprochen, gelehrt und erörtert wird; ebenso die besondere Sprache des Rechts, die als technische an die gelehrte und heilige Sprache sich anlehnt, dann aber als Sprache einer Kaste (eines Standes — *ordo* —, einer Fakultät) auf freiere, d. h. auf mehr konventionelle Art angeeignet und umgebildet wird. In rücksichtsloser Weise wirkt dann aber auf sie — dies wurde schon vorausgeschickt — die bewußte Gesetzgebung, wie auf das Recht selber, und im engsten Zusammenhange damit. — Durch freiere Verfügung über gegebenen Denk- und Sprachstoff, sagten wir, sei mit Konvention und Gesetzgebung Wissenschaft gleichartig. Auch hier ist — wie bei Gesetzgebung und genau besehen auch bei Konvention — unser Begriff von Wissenschaft das Thema. Was im Sprachgebrauch so genannt wird (wenigstens im Deutschen), z. B. Theologie, Jurisprudenz, politische und moralische Disziplinen, das ist nicht (in unserem Sinne) freie Wissenschaft, es blieb an Herkommen und Volksglauben, oft auch an Konvention und Gesetzgebung, bisher regelmäßig gebunden. Unserem Begriffe von Wissenschaft entsprechen am vollkommensten die Mathematik und die mathematische Physik. Alles was Wissenschaft heißt, wie auch alles, was Kunst heißt, hat seine Terminologie, seine technischen Begriffe. Diese aber sind zumeist nicht Begriffe in dem Sinne, wie wir sie jetzt im Auge haben, sondern nur besondere Namen für besondere Gegenstände, — Dinge und Tätigkeiten, die in der Erfahrung derer, die solchen Künsten und Wissenschaften sich hingeben, hervorragende Bedeutung haben. Dies involviert keineswegs, daß jene Dinge und Tätigkeiten nicht objektiv, also für jedermann, vorhanden wären. Anders ist es mit der eigentlichen Wissenschaft. Sie (d. i. die sich ihr widmende Denktätigkeit) bildet ihre Begriffe, ausschließlich für ihre eigenen Zwecke, als bloße Gedanken-

dinge, gleichgültig gegen ihr Vorkommen in irgendwelcher Erfahrung, ja mit dem Wissen der Unmöglichkeit eines solchen Vorkommens. Die natürliche Entstehung allgemeiner Begriffe, die besser Allgemeinvorstellungen heißen, wird in der Regel nicht oder doch nicht mit genügender Schärfe von dieser künstlichen, bewußten Bildung »abgezogener« (wie man im XVIII. Jahrhundert »abstrakt« ins Deutsche übersetzte) Begriffe unterschieden. Die natürliche Entstehung allgemeiner Vorstellungen geht der Entstehung besonderer Vorstellungen voraus; jene ist eine unvollkommene, mangelhafte Vorstellung, mit der regelmäßig ein zugehöriger Name an wenige oder gar an ein einziges hervorstechendes Merkmal wahrgenommener Gegenstände sich heftet. Merkmale sind, wie das Wort andeutet, Kennzeichen für die Erinnerung, und zwar werden sie für den sprechenden Menschen unmittelbare Ursache für das »Einfallen« des Namens. Alle Namen sind ursprünglich Eigennamen und Gattungsnamen zugleich. Das oft angewandte Beispiel des kleinen Kindes, das jeden nicht durch ein neues Merkmal neue Gefühle erregenden Mann »Papa« nennt, ist typisch für die Verbindung von Allgemeinvorstellungen mit Namen. Allgemeinvorstellung ist jede Apperzeptionsmasse (im Sinne Herbarts und Steinthals), die einmal mit einem Wortzeichen verbunden die Idee dieses Wortzeichens auslöst, sobald sie durch aktuelle Perzeptionen angeregt wird. Der Fortschritt des Erkennens knüpft sich an den Besitz und die Kenntnis mehrerer Namen für denselben Gegenstand, an deren Unterscheidung, d. i. Beziehung auf verschiedene Gründe, oder schlechthin auf die Tatsache des So-Heißens; mithin ebenso an die Kenntnis verschiedener Namen für getrennte Gegenstände, insofern sie verschieden von einander sind, wie an diejenige gleicher Namen für eben dieselben Gegenstände, insofern sie einander irgendwie ähnlich sind. Denken wir einen Zustand, der von allem, was wir als Wissenschaft verstehen mögen, unberührt sei, so wird doch das Kind ebenso darüber belehrt, daß dieser Hund »Phylax« heißt (ohne daß es den Grund dieses Namens zu lernen braucht), wie darüber, daß dies Tier, ebenso wie die Jagdgefährten des Nachbars, »ein Hund ist«, d. h. diesen gemeinsamen Namen hat; der Unterschied ist eben, daß es, um diesen Namen richtig anzuwenden, den Grund kennen lernen muß: nicht alle vierbeinigen Lebewesen nennen wir »Hund«, sondern diese ernst-blickenden, die durch ihr »Bellen« sich bemerklich machen; andere, größere, gemähnte Vierbeiner heißen »Pferd«; sowohl Hunde als Pferde heißen »Tier«. Auf Grund dieser leichten

Unterscheidung durch rohe Allgemeinvorstellungen beginnt erst mit einem Kennenlernen von Merkmalen, die nicht der unmittelbaren Wahrnehmung sich aufdrängen, speziellere Benennung einzelner Gruppen innerhalb eines schon feststehenden Ganzen, wie die Zusammenfassung mehrerer Ganzen in abgegrenzte größere Ganze; denn zunächst gilt: je allgemeiner, desto unbestimmter die Vorstellung. Während aber alles praktische Wissen in der Kenntnis jener spezielleren Allgemeinvorstellungen und Namen besteht und daran sich entwickelt, so hängt sich das theoretische Interesse viel mehr an die Verallgemeinerungen und deren bessere, genauere Begründung und Bestimmung durch wirklich charakteristische Merkmale. So entstehen neben den Allgemeinvorstellungen, wie Pferd, Hund, Tier, die in Begriffe umgearbeitet werden, neue Begriffe, die erst zu Allgemeinvorstellungen werden, wie Säugetier, Wirbeltier, Molluske, endlich Begriffe von Lebewesen, an denen nicht nur die gemeinsamen Merkmale ohne Studium unerkannt bleiben, sondern die selber für die natürlichen Sinne unwahrnehmbar sind, z. B. der Begriff »Bazillus«. In allen diesen wirklichen Begriffsbildungen geschieht aber doch nichts als die Verbindung vieler vorgestellter Gegenstände in eine einzige neue Apperzeptionsmasse, die um so weniger Merkmale besitzt, je allgemeiner sie ist. Nicht wesentlich anders verhält es sich, wenn die Gegenstände oder Begriffe nicht Dinge, sondern Qualitäten oder Vorgänge sind. Es sind immer nur einzelne — sinnliche oder unsinnliche — Eindrücke, an die ein Name sich heftet, der nun als auf viele solche Eindrücke anwendbar sich erweist. Alle diese Begriffe sind so wenig, als die natürlichen Allgemeinvorstellungen, »abstrakte« Begriffe in unserem Sinne, sondern die ihnen beigelegten Namen bezeichnen viele konkrete Gegenstände in bezug auf bestimmte, ihnen gemeinsame Merkmale. Immerhin ist ein großer Unterschied, ob man Gegenstände oder Ideen zu benennen meint: das Allgemeine ist nicht in den Gegenständen, wohl aber in den Ideen. —

54. Ein abstrakter Begriff wird erst gebildet, wenn mit dem Namen der zu benennende Gegenstand »erfunden«, d. h. fingiert und konstruiert wird, so daß hier Idee und Gegenstand sich decken — der Gegenstand möge als Ding oder als Vorgang gedacht werden. Was wir vom Begriffe aussagen wollen, das müssen wir bei der Bildung unseres Begriffs vom abstrakten Begriffe unmittelbar anwenden. Wir definieren also den abstrakten Begriff als ein Kunstgebilde des wissenschaftlichen Denkens, das wissenschaftliche

Denken aber als ein Operieren mit solchen Gebilden, indem sie teils miteinander, teils mit konkreten Begriffen oder Einzelvorstellungen verglichen werden. Der abstrakte Begriff ist ein Gegenstand, dem beliebige »Merkmale« gegeben werden, sinnlich vorstellbare oder nicht, in Wirklichkeit (»in der Erfahrung«) miteinander verbunden angetroffene oder nicht; entscheidend ist nur der Endzweck, dem das Gebilde dienen soll, und dieser Endzweck ist die Erkenntnis der Verhältnisse zwischen erfahrenen und erfahrbaren Gegenständen. An der Spitze der abstrakten Begriffe steht daher der Begriff des Denkbaren schlechthin, dem ein beliebiger, ihn repräsentierender Name, z. B. A beigelegt wird, und die Operationen des wissenschaftlichen Denkens beginnen damit, daß dieser Begriff sich selber gleichgesetzt wird, was durch »Worte« in der Gestalt des Urteiles A = A geschieht, des so oft mißverstandenen Satzes der Identität. Der Satz bedeutet den Willen des wissenschaftlich Denkenden, seinen Begriff als sich selber gleich, d. i. als der Veränderung nicht unterworfen zu behandeln, und dieser Wille macht darauf Anspruch, ein gültiger Wille zu sein, weil er jenem Endzwecke innerhalb weiter Grenzen angemessen ist. Denn in einem gewissen Maße sind auch alle erfahrbaren Gegenstände der Veränderung nicht unterworfen, d. h. sie können so gedacht werden, und dieses Denken ist wiederum zweckmäßig, ja notwendig, weil nur unter dieser Voraussetzung eine Vergleichung solcher Gegenstände mit Begriffen, und folglich miteinander, geschehen kann. Denn die Vergleichung der erfahrbaren Gegenstände geschieht dadurch auf vollkommene Weise, daß sie auf den gedachten Gegenstand bezogen und darin ausgedrückt werden. Der gedachte Gegenstand ist ein Maßstab. Er kann als ein individueller beschrieben werden. Während die Allgemeinvorstellung, je weiter und allgemeiner, desto ärmer an Merkmalen, kann der abstrakte Begriff, wenn er auf noch so viele Erscheinungen bezogen werden soll, mit Merkmalen so reich ausgestattet werden, wie der Zweck es erfordert. Er repräsentiert seine eigene Idee, die Idee eines Allgemeinen, das zugleich singulär (individuell); er ist selber ein Zeichen, ein Symbol und nichts anderes. Er ist um so zweckmäßiger, je mehr seine Merkmale scharf und bestimmt, je mehr sie durch einander bedingt, also aufeinander in Gleichungen beziehbar sind; er wird dagegen unbrauchbar, wenn seine Merkmale schon als gedachte einander ausschließen oder — was dasselbe heißt — einander widersprechen.

55. Definitionen sind nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts als Erklärungen von Wörtern, die Allgemein-Vorstellungen bezeichnen. Sie sollen also den Umfang dieser Allgemein-Vorstellungen angeben; die alten Regeln sind bekannt, daß dies geschehen müsse durch Verbindung der Gattung mit der spezifischen Differenz, und was daraus abgeleitet wird: daß die Definition nicht zu weit, auch nicht zu eng sein dürfe, daß sie also genau das decken solle, was das Wort wirklich bedeute. Die Untersuchung der wirklich, d. h. fast immer im Sprachgebrauche oder in einem speziellen Bezirke dessen, geltenden Bedeutungen ist an und für sich eine wichtige wissenschaftliche Aufgabe; aber mit den besonderen Zwecken des wissenschaftlichen Denkens schlechthin, hat sie nichts zu tun. In solcher Anwendung vermischt sich daher die Aufgabe in der Regel mit der ganz anders gearteten, daß der Definierende angeben solle, in welchem Sinne er den allgemeinen Namen gebrauchen wolle. Wir sagen: die Aufgaben werden vermischt; denn teils ist man sich des Unterschiedes bei weitem nicht immer bewußt, teils wird erwartet, daß das wissenschaftliche Subjekt sich nicht als Souverän geberde, d. h. daß es sich möglichst nahe an den Sprachgebrauch halten werde, ja es wird vorausgesetzt, daß der Definierende seiner Aufgabe am besten gerecht werde, wenn er in der Tat nur den Sprachgebrauch expliziere, mit anderen Worten, wenn er das denke, was Alle denken. Geschieht es nun, daß der flüssige und mannigfache Sprachgebrauch in eine feste und einheitliche Form gebracht wird, so kann allerdings eine solche Abgrenzung der Bedeutung für viele Zwecke genügen. Sie ist auch der Sinn, in dem Gesetze die Bedeutung von Wörtern bestimmen: hier fällt aber jeder Gedanke in sich zusammen, daß es sich um die Explikation des Sprachgebrauchs handle; der offenbare Zweck ist vielmehr, die unbestreitbaren Grenzen der Geltung des Gesetzes festzusetzen. Ganz analog ist aber auch der Zweck, auf den die wissenschaftliche Definition immer bezogen werden muß: Geltung innerhalb einer Gedankenfolge, also eines Buches, eines Systems usw. Wer daher einen wissenschaftlichen Begriff ausprägt, der tut es auf seine Verantwortung und mit völliger Freiheit gegenüber dem Sprachgebrauch. In diesem Sinne sagte PASCAL: »*Rien n'est plus libre que les définitions*«. Und so haben die schärferen Logiker immer eingesehen, daß wissenschaftliche Definitionen Sätze sind, deren Wahrheit auf dem Willen dessen beruht, der sie aufstellt. Auch wenn ein Name schon in irgend welchem z. B. wissenschaftlichem Sprachgebrauch einen Begriff

bezeichnet, d. h. eine bestimmt abgegrenzte Allgemein-Vorstellung, so muß doch der Definierende diesen Begriff und zugleich diesen Namen sich zu eigen machen, wenn die Definition auch in seinem Gedankenzusammenhange gelten, d. h. für ihn wahr sein soll. Vollends ist aber die freie Definition notwendig, wenn mit jenen ganz individuellen Denkgebilden operiert wird, die wir hier als abstrakte Begriffe verstehen. Solche Definition ist mehr als eine Erklärung, was ein Name bedeuten solle (und noch weiter entfernt von dem, was er »in Wirklichkeit« bedeuten mag); sie will hauptsächlich die Sache, d. i. den gedachten Gegenstand beschreiben und legt ihm dann, als abgekürztes Kennzeichen dieser Beschreibung, einen Namen bei, der am besten willkürlich gewählt wird, als ein jeder anderen Bedeutung barer. Die Beschreibung ist hier nicht bloß eine Angabe von Grenzen, die sich wesentlich auf den Umfang des Begriffes beziehen muß; sondern eine möglichst vollkommene Determination seines Inhaltes, ohne Rücksicht auf den etwanigen Umfang. Es ist nur ein Notbehelf, wenn sie in (nicht definierten) Worten des Sprachgebrauchs geschieht; Wissenschaft bedient sich dieser nur, wenn und so weit sie keine anderen, von ihr selbst definierten Ausdrücke hat. Treffend bezeichnet dies SIGWART mit den Worten: »jede Definition setzt eine wissenschaftliche Terminologie voraus«.

Anmerkung 1. Gleich anderen neueren Logikern unterscheidet Sigwart von bloß analytischen Definitionen, »in denen der Wert eines Wortes durch eine gleichgeltende Formel ausgedrückt wird«, synthetische Definitionen als solche, »die den Terminus für einen neuen Begriff einführen«; er bemerkt aber nicht, daß alle Definitionen von wissenschaftlichem Sinne, wenigstens ihrer Intention nach, synthetische Definitionen sind und an dieser Idee gemessen werden müssen; ebenso nicht, daß es bei dem Postulate von Real-Definitionen um nichts anderes als um diese sich handelt; obgleich er im angeführten Zusammenhange von Formeln spricht, die »äußerlich einer Nominal-Definition gleich, der Sache nach von ihr verschieden« seien, so meint er doch (wenige Seiten vorher), daß der Begriff der sogen. Real-Definition »für uns in der Logik keinen Sinn mehr habe«.

Anmerkung 2. Wenn Bischof Berkeley lehrte, und damit immer von neuem Beachtung findet, daß etwas Allgemeines überhaupt nicht gedacht werden könne, so läßt sich darüber streiten, wenn man überein gekommen ist, was als Allgemeines und was als denken zu verstehen sei. Wenn er aber darauf exemplifiziert und Neuere ihm darin folgen, daß ein Dreieck, das weder gleichseitig noch ungleichseitig usw. sei, nicht vorgestellt werden könne, so ist dies zwar richtig, beweist aber nichts. Denn niemand wird behaupten, daß es eine natürliche Allgemein-Vorstellung des Dreiecks gebe; was aber den abstrakten Begriff Dreieck anbetrifft, so ist dessen Gegenstand in der Tat hinlänglich beschrieben als ein von drei geraden Linien eingeschlossener Raum der Ebene, wenn zuvor die Begriffe der Geraden und der

Linie definiert wurden, die verschiedenen Sorten von Dreiecken, die in der Vorstellung oder in der Zeichnung wirklich sind, verhalten sich zu dem Begriffe nicht wie Arten zur Gattung, sondern sind seine Abbilder oder Verwirklichungen (ersten und zweiten Grades) und als solche für und in bezug auf den Begriff völlig gleichwertig. Im übrigen verhalten sie sich zu ihm, wie isolierende Experimente zu einem *in abstracto* gedachten idealen Fall.

56. Inwiefern aber, was in der Wissenschaft gilt, als durch sozialen Willen gültig gedacht wird, darüber wird noch eine kurze Erörterung sich notwendig machen, nachdem zuvor von den Bedeutungen eines höchst wichtigen anderen Zeichens gehandelt sein wird.

57. Es ist beinahe ein philosophisches Herkommen, Worte (oder »Begriffe«, an denen nur ihre Bezeichnung dann gemeint ist) mit dem Gelde zu vergleichen, wie es auch in dieser Abhandlung schon geschehen ist, u. a. als erwähnt wurde, daß konventionelle Redensarten zuweilen für »bare Münze« genommen werden. In der Tat ist die Analogie durchgehend. Dem Worte wie dem Gelde ist es wesentlich, daß sie Zeichen sind, und daß sie — wonach im Deutschen das Geld genannt ist — »gelten«, d. h. daß sie durch sozialen Willen die Gegenstände, deren Zeichen sie sind, vertreten. Das Wort ist Zeichen von Gegenständen als Vorstellungen oder Ideen; das Geld ist Zeichen von Gegenständen als Werten, d. h. insofern sie als nützlich-angenehm empfunden und gedacht werden, also auf das, was wir Wollen oder Streben im Menschen nennen mögen, einen Eindruck machen, kurz: bejaht werden. Wir können aber ohne Mühe die Analogie auch auf den verschiedenen Sinn ausdehnen, in dem Geld wie Wort »Bedeutung« hat. Nämlich A, durch naturwüchsigen sozialen Willen: das ist alles gemünzte Geld, B, durch künstlichen sozialen Willen: d. i. alles Papiergeld. Ebenso, wie die Namen von Begriffen empirisch fast nur vorkommen, indem sie auf die natürliche Sprache zurückführbar sind, so hat auch Papiergeld empirisch nur Bedeutung dadurch, daß es auf das »natürliche« Geld bezogen wird; wie aber, der Idee nach, die Namen von Begriffen sich direkt auf fingierte, konstruierbare und daher gleiche Gegenstände beziehen, so führt auch das Papiergeld den notwendigen Gedanken mit sich, direkt auf fingierte Werte, z. B. auf gleiche menschliche Arbeitsstunden bezogen zu werden. Der Gegensatz fordert etwas nähere Betrachtung. Wie das Wort aus dem, was noch nicht Wort, so entwickelt sich Geld aus dem, was noch nicht Geld ist. Das ursprüngliche Geld ist von anderen Werten nicht verschieden, dann nur wenig verschieden. Bekannt ist, daß auf

niedrigen wirtschaftlichen Stufen viele Werte die Funktionen des Geldes haben. »Wie rasch die allgemeine Absatzfähigkeit die Einbürgerung eines Gegenstandes als Geld ermöglicht, dafür bieten die Berichte neuerer Reisender unzählige Beispiele« (VON PHILIPPOVICH). Der soziale Wille ist hier noch von der sozialen Praxis wenig oder garnicht verschieden, wie der individuelle Wille auf seiner untersten Stufe nur das Gefühl der Tätigkeit und die daraus sich notwendig entwickelnden Gefühle gehemmter Tätigkeit (Unlust) und beschleunigter Tätigkeit (Lust) ist. Aber zweitens, »Übung und Gewohnheit haben allmählich das absatzfähigste Gut (sollte heißen: die absatzfähigsten Güter) zum allgemein üblichen Tauschmittel (*immo* = zu allgemein d. h. in bestimmten Verkehrskreisen gültigen Tauschmitteln) erhoben« (VON PHILIPPOVICH). Das sind Metalle, mit zunehmendem Besitze die edlen Metalle. Dazu kommt drittens die Garantie des Gemeinwesens für ein bestimmtes Gewicht und bestimmten Gehalt. In Kleinasien haben sich »die Anfänge des Münzwesens entwickelt, indem man Stücke edlen Metalles von bestimmtem Gewicht mit dem Wappen der prägenden Stadtgemeinde als einer Art von Garantiestempel bezeichnete« (NASSE). Diese Garantie ist wesentlich eine moralische, daher empirisch regelmäßig eine religiöse. Das Wort Moneta, das durch seinen Übergang ins Englische Weltbedeutung gewonnen hat *(money)*, rührt vom Tempel der *Juno Moneta* her, der ursprünglichen römischen Münzstätte. — Mit der Garantie durch den öffentlichen Glauben ist aber auch der Täuschung, der Lüge das Tor geöffnet: hier liegt die historische Rolle der Münzverschlechterungen, die hauptsächlich in der Zeit des Übergangs zum modernen Staate eine so übelberufene Rolle spielen. Der Staat, in seiner ersten Phase zumeist repräsentiert durch Fürsten und ihre Kriegskassen, verleiht den Münzen nicht so sehr durch moralische Garantie ihre Geltung, als durch den Zwang, der das allgemeine Tauschmittel zum gesetzlichen Zahlungsmittel macht. Die Natur dieses Zwanges zeigt sich erst in reiner Gestalt durch die Papierwährung, die bedruckte Zettel zu gesetzlichen Zahlungsmitteln und dadurch auch zu gangbaren Umlaufsmitteln erhebt, wobei ihr wirklicher Wert nicht sowohl durch den moralischen, als durch den kaufmännischen Kredit der Staatsregierung bedingt ist. Dieser, der kaufmännische Kredit, liegt überhaupt aller Geltung von Geldsurrogaten, seien es beschriebene, gedruckte oder lithographierte Papiere, zu grunde. Er macht auch — und dies ist die Form, die wir gegenüber dem staatlichen Papiergelde als die frühere Stufe ver-

stehen — konventionelles Papiergeld (möge es so genannt werden oder nicht) in Gestalt von mannigfachen Kredit-Umlaufsmitteln. Dahin gehören »Wechsel, Anweisungen, Checks, Coupons, Briefmarken« und charakteristischer Weise auch »einlösbares staatliches Papiergeld« (A. WAGNER). Diesem ganz ähnlich ist die Banknote, die von einer Monopol-Zettelbank ausgegeben wird, nachdem solcher Bank die Ausübung des staatlichen Notenregals übertragen wurde. Die Verwaltung jeder großen Bank geschieht aber — in weit höherem Maße als die Verwaltung irgend eines Staates — nach wissenschaftlichen Prinzipien, insbesondere nach den Regeln der Wahrscheinlichkeits-Rechnung (des »*calcul des probabilités*«). Wir dürfen die Banknote (ihrer Idee gemäß) das wissenschaftliche Geld nennen. Darum haben sich auch die philosophischen Pläne einer Rekonstruktion der ökonomischen Gesellschaft so oft und leicht mit dem Gedanken einer reinen Kreditwirtschaft verbunden, die dann wohl als Synthese der Natural- und der Geldwirtschaft begriffen wurde. Das soziale Wertzeichen würde — wie das Papiergeld — nur von sozialem Willen seine Geltung ableiten; aber es würde, anstatt auf Geld — das halb-natürliche Zeichen aller Werte —, sich, gleich dem Gelde, direkt auf alle Werte beziehen. Werte werden sonst gleich gemacht durch den Austausch, generell also durch den Handel — ihre Gleichheit hat den konventionellen Charakter. Hier dagegen würde eine Gleichwertung nach wissenschaftlichen Prinzipien geschehen: Werte würden insgesamt auf die in ihnen verkörperte notwendige Arbeit, diese am einfachsten auf die durchschnittliche Arbeitszeit bezogen werden. Ein Mittleres zwischen jener realen und dieser idealen Gleichung kommt vielfach vor, z. B. in gesetzlicher Bestimmung von Honoraren, von Beamtengehalten, und liegt auch den gesetzlichen Beschränkungen der Arbeitszeit und anderen Einmischungen in den freien Vertrag als Preisregulator menschlicher Arbeitskraft, zu grunde. Ferner kann aber die Idee einer Anweisung auf »geronnene Arbeitszeit« füglich mit den zugleich im Handel umgehenden und gesetzlich gültigen Besitz- und Forderungstiteln verglichen werden; diese lauten zwar auf einen Geldbetrag, bei reinen Besitztiteln (Aktien) ist aber dieser ohne Bedeutung gegenüber der Bedeutung als Anteil an einem Kapital, das mit seinem Geldwerte nur in der Rechnung figuriert.

58. Die Mannigfaltigkeit des Sinnes, worin man von einem Worte oder anderen Zeichen sagen kann, daß es Bedeutung habe, läßt sich also auf folgende Art klassifizieren: 1. Bedeutung nach

der Absicht des Individuums, das sich des Wortes oder anderen Zeichens bedient (subjektive Bedeutung, die also hineingelegt wird). 2. Diese aber ist wesentlich bedingt hinsichtlich des Wortes, wie aller sozial gültigen Zeichen, durch die Bedeutung, welche sie im regelmäßigen Gebrauche haben (objektive Bedeutung). Die objektive Bedeutung aber ist wesentlich verschieden, je nachdem der soziale Wille, den wir als ihren Urheber denken, diese Bedeutung mit dem Zeichen selber schaffend entwickelt, oder sie für bestimmte Zwecke dem Zeichen beigelegt hat. Wir nennen jene die natürliche, diese die künstliche Bedeutung. Jede modifiziert sich nach drei Gestaltungen des ihr zu Grunde liegenden sozialen Willens, die wir unterscheiden nach einem Prinzip, das in der ersten Gattung (A) der Einteilung von Willenshandlungen in triebhafte, gewohnheitsmäßige und gedankenhafte entspricht; sie wurden genannt: natürliche Harmonie, Sitte, Glaube, oder in bezug auf die Sprache: Sprachbildungstrieb, Sprachgebrauch, Sprachgenius.

59. Die Gestaltungen des sozialen Willens der anderen Gattung (B) aber werden in analoger Weise unterschieden, je nachdem er 1. auf seiner ersten Stufe aus den individuellen Willen hervorgeht (sensuelle Stufe), 2. durch einen ständigen, anerkannten Träger repräsentiert wird (sensuell-intellektuelle Stufe), 3. als denkender, durch mehrere, wenn auch nicht anerkannte Subjekte repräsentiert wird (rein intellektuelle Stufe). So unterscheiden sich Konvention, Gesetzgebung, Wissenschaft, die wir in Anwendung auf die Bedeutung von Wörtern

Abmachung Bestimmung Definition

nennen mögen. Nun soll in Kürze gezeigt werden, wie den Arten des Sinnes, die so klassifiziert wurden, verschiedene Methoden für Mitteilung und Auslegung von Bedeutungen — der Wörter und anderer Zeichen — entsprechen. Zuerst der Mitteilung, und zunächst in bezug auf Wörter: hier ist der Redende oder Schreibende zu beobachten. Auf der ersten Stufe ist die Mitteilung, und entsprechender Weise das Verständnis, leicht unter gewissen primitiven Bedingungen. 1. Je intimer die gegenseitige Zuneigung, Sympathie oder auch nur die gegenseitige Kenntnis und Vertrautheit; wie leicht hier jedes Zeichen verstanden wird, jede »Andeutung« genügt, läßt sich auch bei entwickelter Sprache im täglichen Leben bemerken, z. B. bei einem Liebes- oder Ehepaar, unter intimen Freunden u. dgl. Der Sinn der Worte ist hier am meisten mit dem Sinne der Töne, also mit der Musik, der »Sprache des Gefühls«

verwandt und verwoben. 2. Auch in weiterem Kreise, je näher noch die Lautzeichen den natürlichen Zeichen stehen (expressive und imitative Laute). 3. Je mehr sie durch andere Zeichen, insbesondere durch die Geberdensprache unterstützt werden (demonstrative Laute) oder auch die bloß assoziativen Laute durch diese und durch die vorher genannten beiden Arten unterstützt werden. In umgekehrtem Verhältnisse ist die Mitteilung schwierig, erfordert daher die entsprechenden Hilfsmittel, wo sie ihrer entbehrt. Die Geberdensprache tritt am häufigsten als »gemeinverständlich« vikarierend ein, wo die Wortsprache fehlt oder lückenhaft ist oder wegen organischer Defekte versagt. — Bei schriftlicher Mitteilung fallen aber die sub 2 und 3 genannten Hilfsmittel weg, nur daß die gewollte Betonung wenigstens angedeutet werden kann, teils durch besondere Zeichen, teils durch den »Bau« der Sätze, ferner kann das Verständnis des Geschriebenen durch bildliche Darstellungen — von denen die Schrift abstammt, wie die artikulierte Sprache von der unartikulierten — erleichtert, unter Umständen ersetzt werden. — Auf dieser Stufe ist also die Mitteilung an individuelle und natürliche Bedingungen geknüpft. Sie hat die (in einem größeren Kreise) verstandene Sprache noch nicht als fertiges soziales Organ, dessen jeder in dieses soziale Leben Hineingeborene und Hineinerzogene mit relativer Leichtigkeit und Sicherheit sich bedient. Dies ist der Fall, in dem Maße als der Sprachgebrauch eine Macht geworden ist. Hier hat sich eine Masse von festeren Bedeutungen herausgebildet, so daß sogar regelmäßig Wortvorstellung und Gegenstandsvorstellung verschmolzen sind. In vielen Ausdrücken, zumal solchen, die dem Alltäglichen ferne liegen (den Ausdrücken »komplexer Ideen«), ist jedoch der Sprachgebrauch vieldeutig und schwankend, läßt daher ihrer individuellen Anwendung große Freiheit. Je mehr diese Freiheit gebraucht wird, desto mehr fällt der Redende auf die Bedingungen der ersten Stufe zurück oder muß seine Meinung, d. h. die Bedeutung, die er seinen Worten beigelegt wissen will, in gewöhnlicheren, daher im Sprachgebrauch fester angesiedelten Worten auseinanderlegen, sie also gleichsam »übersetzen« (die komplexen Ideen explizieren). Die Sprache des Sprachgebrauchs als ein Allgemeines gegenüber den vielen Mundarten unterscheidet sich in fortgeschrittenen Bildungszuständen als Schriftsprache von der Umgangssprache. Hier ist die Mitteilung individuellen Sinnes in einem sozialen Stoffe zwar noch mit allen Mängeln behaftet, die beim Gebrauche der Zeichen von Zeichen unvermeidlich sind; aber

die Kenntnis der schriftlich fixierten Sprache nötigt auch zu einer bewußteren Unterordnung unter gegebene, durch Lehre mitgeteilte Normen und Regeln, deren Beobachtung wiederum das Verständnis, also die soziale Anwendung, erleichtert. Ähnliches gilt auch für die mündliche Mitteilung auf der dritten Stufe. Die Mitteilung bewegt sich hier zum großen Teile in festen Formen, die durch Alter und Autoritäten geheiligt, daher als wertvolles Erbe überliefert und jedem Teilhaber bekannt werden. Auch verbindet sich hier die auf der zweiten Stufe vorherrschende Mitteilung von Vorstellungen mit der die erste Stufe charakterisierenden leichteren, der Erregung von Gefühlen: von sozialen Gefühlen differenzierterer Art, wir dürfen sagen, von Feiertagsgefühlen. Sofern dies die Erfüllung ist, stört auch die minder verständliche oder gar unverständliche Sprache nicht, die also dann ihre eigentliche Bestimmung verfehlt, indem die Wörter wieder auf die Assoziationen ihrer Klangbedeutung reduziert werden. Mit dieser vermählt sich auch die poetische Rede: obgleich sie, wie alle Kunst, ursprünglich durch Volksanschauung, Tradition, Kultus streng gebunden ist, neigt sie doch, phantastischer Eingebung folgend, zu freierem Gebrauche der Sprache, und wird dadurch schwerer verständlich, wenn nicht diese Tendenz wieder aufgehoben wird dadurch, daß ihr die Phantasie der Hörer entgegenkommt, an die sie durch bildliche Ausdrücke, durch Gleichnisse, durch Rhythmus und Metrum sich wendet. Echte Poesie ist die reinste Gestalt des Sprach-Genius selber.

60. In schriftlicher Mitteilung fehlen der künstlerischen, feierlich erhabenen oder schönen Rede wiederum die besten ihrer Ausdrucksmittel. Wo dennoch solche Rede gerade für dauernde Beurkundung, daher für das Verständnis späterer Geschlechter dienen soll, ist sie teils auf kurze zusammenfassende Formeln und auf »symbolische Handlungen«, deren Bedeutungen leichter verständlich sind, sich besser in gleichem Sinne erhalten, teils auf weitläufige »Umschreibungen« angewiesen. Daher die Bündigkeit des Lapidarstiles neben der Breite des Kanzleistiles — beide wollen die Bedeutungen ihrer Worte tief einprägen. Die »Schriftsprache« empfängt von diesen Stilen, weit mehr aber von allen künstlerischen Stilen des Wortgebrauches bedeutende Einflüsse, und wirkt um so mehr auch auf den mündlichen Sprachgebrauch zurück.

61. Die folgenden drei Stufen stehen, wie schon angemerkt wurde, in einer gewissen Korrespondenz zu den drei ersten; sie stehen aber auch in einem sozialen Zusammenhange, so daß die

vierte in der ganzen Reihe sich an die dritte, die fünfte an die vierte anschließt usw. Alle drei späteren Stufen haben im allgemeinen eine hohe Kultur, eine zu mannigfachstem Gebrauche ausgebildete Sprache, folglich auch die Schriftsprache, zur Voraussetzung. Es wurde schon gesagt, daß sie sich der Sprache als eines Werkzeuges frei bedienen: das Wort wird in bewußter Weise zum Mittel für den Zweck der Mitteilung gestaltet: daher fällt alles unwesentliche »Beiwerk«, das Gefühle ausdrückt und Gefühle erregt, weg; die Sprache wird prosaisch, darum genügt der »trockene«, schriftliche Ausdruck; das Individuelle taucht unter, es herrschen bestimmte, soziale Stile, Formen, Methoden wie Schablonen, — alles dies um so mehr, je reiner sich in der Wirklichkeit darstellt, was diesen Begriffen entspricht. Auf der anderen Seite liegt aber gerade hier ein entwickelter Individualismus oder Egoismus zu grunde — Bestrebungen, die sich um jeden Preis, also auch auf Kosten der anderen durchsetzen wollen, und auch die sozialen Ordnungen und Regeln nur als Mittel für ihre Zwecke betrachten, daher sich solchen nur widerwillig und bedingter Weise unterordnen. Das soziale und individuelle Prinzip balancieren also und streiten gegen einander, beide zur Schärfe und eben dadurch zu Gegensätzen entwickelt. Für die Mitteilung in Worten ergibt sich daraus folgendes: das Verständnis ist auch hier nur leicht für den, der die »Sprache«, aber auch die Ideen kennt; es ist sogar oft nur möglich dadurch, daß man »eingeweiht« ist; übrigens ist es im weiten Umfange ferner bedingt durch Kenntnis der Person dessen, der seinen Willen oder seine Meinung kundgibt, denn je nach ihrer Vertrauenswürdigkeit muß erkannt werden, ob es ihr darum zu tun ist, etwas Wirkliches mitzuteilen oder ob sie etwa gehaltlose konventionelle Phrasen »dreschen«, wenn nicht geradezu täuschen oder doch sich zweideutig ausdrücken will; ebenso ob der Gesetzgeber etwa durch mehrdeutige Worte Schlingen legt oder Fallen stellt (man denke an sogenannte »Kautschuk-Paragraphen«!); ob der Gelehrte sich absichtlich in Dunkel hüllt und, weil seine Begriffe schwach sind, der Worte Schwall vermehrt. Immer bleibt hier, zumal wenn nur die Schriftzeichen von Worten vorliegen, der Auslegung (Interpretation) das weiteste Feld. Diese ist ihrem Wesen nach immer Übersetzung in eine leichter verständliche Sprache oder Ausdrucksweise. Sie ist im allgemeinen innerhalb der gleichen »Sprache«, d. h. eines formal zusammenhängenden Systemes, um so schwieriger, je weiter die Worte von ihren ursprünglichen sinnlichen Bedeutungen oder von dem

ursprünglich in ihnen enthaltenen sozialen Willen sich entfernt haben. Die Methoden der Deutung sind daher 1. auf der ersten Stufe die Etymologie, 2. auf der zweiten die Erforschung des besten, d. h. festesten, regelmäßigsten Gebrauches, 3. auf der dritten die der zu Grunde liegenden Anschauungen, Meinungen, Vergleiche, Bilder usw., um besondere Bedeutungen auf allgemeine, höhere auf einfache, uneigentliche auf eigentliche zurückzuführen. Um solche Zurückführung handelt es sich auch bei allen folgenden Stufen. Hier ist nicht sowohl der ursprüngliche, als der gerade jüngste, moderne Sinn zu erforschen, den die Wörter nach Absicht der konventionell verbundenen Individuen, nach Absicht des Gesetzgebers, nach Absicht der wissenschaftlichen Autoren haben sollen. In überwiegendem Maße sind es Begriffe, die hier bezeichnet werden, d. h. Gedankengebilde bestimmter Intention, die nur in Worten der gewöhnlichen Sprache (1—3) erklärt werden kann. Je mehr diese Worte vieldeutig, ungewissen Ursprungs, schwankend im Sprachgebrauch, figürlich sind, desto schwieriger ist die klare und sichere Interpretation. Daher die Massenhaftigkeit von Kommentaren und von Kontroversen zu rituellen Vorschriften aller Art, nachdem sie zu konventionellen erstarrt sind; zu Gesetzbüchern, die Rechtskraft erlangen oder erlangen sollen; zu philosophischen Systemen, je zweifelloser solche als gültig anerkannt werden, wie so viele Jahrhunderte hindurch Physik und Metaphysik des Aristoteles, wie neuerdings zu KANT, geraume Zeit zu HEGEL usw. Ebenso machen aber auch Dichter und andere Autoren, die als »klassisch« gelten, Erläuterungen ihres Sprachgebrauches notwendig. Vollends heilige Bücher und gar »Orakel«, die geflissentlich mehrdeutiger Worte sich bedienen.

62. Es bedarf nur einer kurzen Hinweisung auf die Tatsache, daß die Analogie des Zeichens »Geld« mit dem Zeichen »Wort« auch auf die Arten der Mitteilung und Erklärung sich erstreckt, wenn gleich diese Analogie nicht ins Detail sich verfolgen läßt. In engen Lebenszuständen, wo die Bedürfnisse gleichartig, werden dauerhafte Werte leicht als Geld angenommen, bei höherer Entwicklung regelmäßig nur Metallstücke; diese aber muß der Einzelne noch prüfen auf Gehalt und Gewicht, bis der Garantiestempel den Umlauf erleichtert und das Geld zum Gleichnis aller Werte macht. In der Regel ohne Zweifel zu erregen, wenn auch Falschmünzerei jedem, der am Verkehr teilnimmt, Gefahr bringt. Papiergeld ist seinem eigentlichen Sinne nach immer nur eine Anweisung auf Geld,

also ein Zeichen des Zeichens, es kann aber völlig dessen Stelle vertreten, also auch für alle möglichen Werte gelten. Es ist der Fälschung noch mehr ausgesetzt, als die Münze; besonders aber steigert sich die Gefahr einer schädlich vermehrten Emission, die das einzelne Stück entwertet, d. h. seine wirkliche und als vernünftig anerkannte Geltung unter den »Nominalwert« herabdrückt. Vergleichbar ist auch hier der Überfluß an Worten, den Redner und Schriftsteller doloser oder fahrlässiger Weise emittieren; und gutgläubige Kommentare dazu können wohl an der Einfalt dessen gemessen werden, der sich Assignaten hat aufschwatzen lassen und nun meint, daß man sie zu ihrem vollen Werte ihm wieder abnehmen müsse, weil dieser Wert doch gedruckt, durch Stempel und Unterschriften beglaubigt, dastehe.

63. In diesem Zusammenhange bleibt noch die Erläuterung des Sinnes übrig, worin wir »Wissenschaft« als eine Form des sozialen Willens bestimmt haben, des Sinnes also, wodurch Begriffsnamen ihre Bedeutung oder, sagen wir, ihren Kurs erhalten. Denn dieser Sinn ist, seiner normalen Gestalt nach, durchaus bedingt durch die Methode der Übertragung und Interpretation solcher Bedeutungen. Dies ist auf den früheren Stufen nicht der Fall. Zwar verbindet sich auf allen die Lehre mit den übrigen Weisen der Bekanntmachung oder des Bekanntwerdens öffentlicher oder geheimer Bedeutungen von Wörtern; aber auf keiner bildet sie ausschließlich das Wesen des sozialen Willens, so daß dieser durch Lehre entsteht, erhalten und fortgepflanzt wird. Von dieser Art ist aber die Wissenschaft: durch Lehre bildet sich eine Gemeinde, die an dem Besitze ihrer Begriffe, d. h. Kenntnis ihrer Bedeutungen und der Kunst, mit ihnen zu operieren, Anteil nimmt. Auch für die (korrespondierende) dritte Stufe fanden wir Lehre charakteristisch; aber dort ist sie nur die angemessene Form der Überlieferung, wie sie in minder entwickelter Gestalt schon die spontane Nachahmung als Anleitung dazu befördert. Der soziale Wille, den wir dort als Glauben bestimmten, ist ihr präexistent und bedingt sie selber. Hier aber wird gedacht — auch dies ist ein idealer Grenzfall —, daß der soziale Wille zunächst nur durch die individuelle Gestalt des Lehrers repräsentiert wird; es sammeln sich um ihn die Schüler, die aus eigener, freier Einsicht in die Anerkennung der von ihm gebildeten Begriffe und somit deren Zeichen gelten zu lassen, einwilligen. Hier ist die Lehre weit davon entfernt, einen Glauben an die Zeichen, Teilnahme an deren abgesonderter und heiliger oder auch nur ästhetischer Be-

deutung beizubringen; vielmehr sind ihr die Zeichen an und für sich völlig gleichgültig, sind nichts als Zeichen, d. h. als Mittel für die Bezeichnung, ohne allen »inneren Wert«. Wir unterscheiden so die Begriffe und untersuchen hier nicht, wie in Wirklichkeit die Arten der Lehre sich zu einander verhalten; man sieht aber leicht, daß sie zahlreiche Übergänge aus der einen in die andere Gattung darstellt. Dagegen ist offenbar, wie der »*free assent*«, mit dem Locke so eindringlich dem, der die Wahrheit suche, höchst vorsichtig umzugehen empfiehlt, mehr den Zweifel als den Glauben zur Basis hat, daß er aber zu allererst den Begriffen gegeben werden muß, die in Urteilen enthalten sind; und daß diese freie Übereinstimmung Begriffe zu konventionell gültigen Mitteln der Erkenntnis stempelt. In der Tat können freie Personen, auch ohne als Lehrer und Schüler sich zu einander zu verhalten, über die Gültigkeit von Begriffen einen Vertrag schließen und die Bedeutung auch solcher Wörter vereinbaren. Wir bringen aber durch Absonderung der Wissenschaft den Gedanken zum Ausdruck — dem eine breite Wirklichkeit entspricht — daß regelmäßig die Bildung und Ausprägung von Begriffen geniale Individuen zu Urhebern hat, die sich also gewissermaßen, zunächst aber zu ihrer Schule, als Gesetzgeber verhalten. So sehr auch anderseits die Überlieferung und der blinde Glaube in diesem Gebiete, wie in jedem anderen, eine große Rolle spielt, so ist doch in einem Zeitalter wissenschaftlichen Lebens die Entwickelung, Umbildung, Neuerung von Begriffen, gleich den Umwälzungen der Technik, in weitestem Umfange der Beobachtung offen. »Je mehr geistiges Leben eine Zeit enthält, desto mehr wird sie die überkommene Lage der Terminologie verändern.« (EUCKEN.) —

II.

64. Es ist gefragt worden nach den Ursachen der Unklarheit und Verwirrung in psychologischer und philosophischer Terminologie. Die Tatsache, daß solche Unklarheit und Verwirrung vorhanden sei, wird als gegeben vorausgesetzt. Es gehört daher nicht zu unserer Aufgabe; diese Tatsache zu erhärten; den Zweifelnden aber müssen wir auf Vergleichung der am meisten anerkannten und je in ihrer Besonderheit hervorragenden Werke, europäischer und amerikanischer Provenienz, hinweisen, von denen fast jedes in diesen Gebieten mit anderen oder doch anders bestimmten Begriffen operiert. Aber auch innerhalb eines jeden einzelnen Werkes wird man bei scharfer Prüfung nicht immer eine durchgeführte Terminologie antreffen, sondern oft den Sinn, in dem ein Kunstausdruck eingeführt wurde, ja die Definition, die ihm mitgegeben wurde, im Verlaufe der Erörterung verlassen und scheinbar vergessen finden, so daß der Leser, der daran wie an einem Stab sich halten wollte, diesen unter seiner Hand zerbrechen fühlt. »Wer die Philosophie ins Auge faßt, soweit sie sich mit dem Gesamtleben berührt, der wird die der Unsicherheit und Verworrenheit der Sprache entstammenden Mißstände schmerzlich empfinden« (EUCKEN).

65. Wir richten also unsere Forschung ausschließlich auf die Ursachen jener Unklarheit und Verwirrung, um dann auf die Mittel zur Verbesserung so unerwünschten Zustandes bedacht zu sein.

66. Die wesentlichen Ursachen werden teils in allgemeinen Hemmnissen, teils in den historischen Bedingungen enthalten sein, die dem Stande und der Bewegung dieser Wissenschaften zu grunde liegen. Diese aber sind von mannigfacher Art. Wir müssen sie hier darstellen, wie sie uns, für die Beurteilung dieser Kausalität, in schärfster Ausprägung erscheinen.

67. Wir müssen aber zuvörderst feststellen, daß die Bemerkung selber und die Klage über diesen Zustand nicht der gegenwärtigen Zeit allein angehört, sondern von altem Datum ist. Um von Stimmen

aus der Antike abzusehen, so hat seit der Erneuerung der Wissenschaften eine Reihe hervorragender Denker auf das Übel einer unklaren Terminologie hingewiesen und den Ursachen nachgeforscht. Im 16. und 17. Jahrhundert verbreitete sich unter den freier Denkenden die Überzeugung, daß der ganze herkömmliche Betrieb der Philosophie auf den Universitäten — die Scholastik — wertlos sei. Leere Wortwissenschaft werde gelehrt; unter einer ausgebildeten Terminologie halte sich Unwissenheit und Aberglauben verborgen. Verhöhnt wurden die Kunstworte, verachtet die subtilen Distinktionen. Man bekundete den Entschluß, diese ganze Überlieferung von sich abzutun, um unmittelbar zu den Dingen vorzudringen. Das Buch der Natur hielt man allein für lesenswert; sei es, daß man, wie BACO, von einzelnen Erfahrungen zu Verallgemeinerungen sich erheben wollte oder, daß man, wie GALILEI, erklärte, das Buch der Natur sei in geometrischen Figuren geschrieben, wer es verstehen wolle, müsse die Sprache der Triangel und Quadrate erlernen.

68. Die mathematische Richtung übertraf aber jene induktive bei weitem an Gehalt und Wirkung; sie begründete die moderne Philosophie. Soweit nun diese die wissenschaftliche Aufgabe der Naturerklärung sich setzte, ja in erster Linie Physik war, kam ihr in der Tat die ausgebildete Zeichensprache der geometrischen Figuren, der Arithmetik, und bald auch der Algebra in hohem Maße zu Hülfe. Auf dem Werkzeuge der mathematischen Formel beruht noch heute das internationale Verständnis der großen Theoreme, die in jenem Gebiete siegreich geworden sind. Daneben hat in jüngerer Zeit auch die wesentlich auf Induktion und Experiment begründete Chemie ihre eigentümliche Formelsprache ausgebildet. Aber auch, was in Physik und Chemie über die Formeln hinausgeht, hat terminologisch geringe Schwierigkeiten gemacht. Zum guten Teile rührt dies günstige Resultat daher, daß man in der Terminologie nicht neuerungsüchtig war; und dies wiederum ist dem Umstande zuzuschreiben, daß trotz freien Schaltens der Abstraktion, die zu grunde liegenden Dinge und Vorgänge der Beobachtung und dem Experiment offen liegen, oder doch, als erschlossene, in hohem Grade wahrscheinlich gemacht werden. Einmütig über den Gegenstand der Vorstellung oder des Begriffes, wird man gegen die Bezeichnung gleichgültig, und läßt gern einen überlieferten Terminus, wenn dieser auch ehemals eine andere Bedeutung hatte, gelten, da niemand diese Bedeutung wiederherzustellen sich versucht fühlt; oder man nimmt den von einem Meister geprägten Ausdruck

dankbar entgegen, auch wenn er etwa »nicht glücklich gewählt« scheint; um dem Streite über Geschmacksachen vorzubeugen. So ist denn im wesentlichen das erreicht worden, was die kühnen Propheten des neuen Zeitalters verlangten. Um theoretische Logik, daher auch um die Prinzipien der Terminologie, hat man sich wenig gekümmert; die ganze Scholastik ist über Bord geworfen, mit der Theologie ist ihre Schwester, die Metaphysik, in einen Winkel geschoben, von dem aus sie den Naturforscher nicht stören können: Metaphysik hieß ja jene in »abstrusen Distinktionen« und unverständlichen Ausdrücken sich ergehende Scheinweisheit, die zusammen mit der Logik das »pedantische Studium des barbarischen Mittelalters« erfüllt hatte — auch durch die Logik wähnte man über die Dinge selber, denen doch nur durch Erfahrung und durch Rechnung beizukommen ist, etwas ausmachen zu können. Wenn diese Stellung der modernen Naturwissenschaften zu den alten Säulen der Philosophie bezeichnend dafür ist, daß jene sich völlig selbständig gemacht haben und beinahe völlig siegreich geworden sind, so hat doch eine eigene Entwicklung der Logik und der Metaphysik nicht gefehlt, so wenig, wie eine Ausdehnung des wissenschaftlichen Denkens auf Gebiete, die der Physik und Chemie wenig oder garnicht zugänglich sind, dem philosophischen Interesse aber mindestens ebenso nahe liegen. Da ist denn nicht zu verwundern, daß von jener Zeit an, da die Mechanik mitten in die Werkstätte der Natur hineinzuführen schien, resolute Forscher unternommen haben, das Werkzeug, dem dieser Erfolg am meisten verdankt wurde, teils zu vorausnehmenden Verallgemeinerungen, teils zur Erweiterung der Sphäre des Wissens überhaupt anzuwenden: das Werkzeug der mathematischen Methode. Daher im stolzen und starken 17. Jahrhundert die energische Bemühung, neben der Physik auch die Psychologie, die Moral und Politik »*more geometrico*« zu traktieren, d. h. zu demonstrieren. Worin lag aber die Stärke dieser Methode? Man war darüber einmütig: im lückenlosen Fortgange von gesicherten Ausgangspunkten aus, mit anderen Worten in der Verknüpfung unbezweifelter und unbezweifelbarer Sätze zum Beweise von Sätzen, die sonst bestritten werden können. Einige erklärten: die Grundlagen sind lauter Definitionen, andere hielten sich an die gegebene Form der Mathematik und meinten, weil jene absolute und höchste Methode unmöglich sei — denn es gebe Urwörter, die man nicht definieren könne — so müsse man darauf verzichten und sich begnügen, alle Termini zu definieren, deren Sinn nicht durch sich selber

klar und bekannt sei (vgl. PASCAL). Alle mußten die schärfste Aufmerksamkeit auf die Terminologie gerichtet halten, und versuchen, die Fundamente zu legen, die man für unentbehrlich hielt. Man war geneigt zu glauben, daß der größte Teil der Streitigkeiten zwischen philosophischen Sekten verschwinden würde, wenn man nur über die Bedeutung der Wörter sich geeinigt hätte, man nahm also an — und die Erfahrung des Tages lehrte es damals wie heute —, daß viele Disputanten einander garnicht verstehen, daß mancher mit seinem Gegner einverstanden sein würde, wenn er ihn verstünde, d. h. wenn er wüßte, welche Meinung jener mit seinen Ausdrücken verbinde: für den von Vorurteilen gereinigten Verstand, der sich auf das Zeugnis der Sinne und, fügen einige hinzu, der inneren Wahrnehmung *(reflection)* verlasse, könne es über die allgemeinen Tatsachen und ihre nächsten Zusammenhänge kaum eine Verschiedenheit der Meinung geben. Das Unheil sei nur darin gelegen, daß jeder diese Tatsachen anders benenne — also in der Sprachverwirrung. Mehr oder minder ausgesprochen, mehr oder minder schrankenlos, war dies die Ansicht der Philosophen der »Aufklärung«: DESCARTES, HOBBES, SPINOZA, PASCAL und der Logiker von PORT-ROYAL, LOCKE, LEIBNITZ, BERKELEY, CONDILLAC, WOLFF mögen hier im großen Zusammenklange genannt werden. Viel seltener ist die Klage, daß unter gleichen Ausdrücken sich Verschiedenheit der Gedanken versteckt halte. Mehrere dieser großen Autoren glaubten aber nicht, daß durch Definitionen allein die Schwierigkeit gelöst werden könne; sie bezweifelten die Tauglichkeit jeder Natursprache für wissenschaftliche Zwecke. Die Anklagen, denen minder berühmte Namen sekundierten, lassen sich leicht auf die drei Begriffe beziehen, unter denen die gegenwärtige Abhandlung den natürlichen sozialen Willen betrachtet hat. Sie gingen nämlich dahin: 1. daß den Dingen ihre Namen gegeben seien, auf Grund mangelhafter Erkenntnis, nach den Eindrücken der Fantasie, nach dem Scheine. 2. daß der Sprachgebrauch unsicher und unkonsequent sei, daß er in weitem Umfange mehr den widersprechenden Gefühlen und Interessen als den übereinstimmenden Einsichten und Gedanken der Menschen Ausdruck gebe. 3. daß die gewöhnliche Rede, aber auch insbesondere die philosophische Terminologie, angefüllt sei mit uneigentlichen bildlichen Ausdrücken, wodurch Unklarheit und Verwirrung gehäuft werde. Die erste Anklage richtete sich besonders gegen die Klassifikation der Organismen. Sie war um so schärfer, da nach der hergebrachten, bestautorisierten Lehre, die Gattungen und

Arten für Realitäten gehalten wurden, so daß also eine reale Essenz, die durch den Namen bezeichnet werde, allen Individuen dieser Gattung oder Art gemeinsam innewohnen sollte. In der Tat hängt der »Realismus« der Schulen, in der Form, wie er gemeinhin verstanden wurde, innig zusammen mit der Meinung, daß zwischen Dingen und Namen ein natürliches und notwendiges Band existiere, während die nominalistische, freiere Denkungsart die Erscheinungen in ihrer namenlosen Vereinzelung auffaßt, und das Recht in Anspruch nimmt, sie neu zu benennen, wie sie es als zweckmäßig erkennt; praktisch bedeutet das: sie nach ihren eigenen Gesichtspunkten, d. h. nach Beobachtung der konstantesten und am meisten charakteristischen Merkmale zu unterscheiden, zu ordnen, zu klassifizieren. Wenn hierdurch zunächst eine künstliche Systematik begünstigt, weil allein für möglich gehalten, schien, so mußte doch die Untersuchung selber den Gedanken der natürlichen Ordnung hervorrufen, einer Klassifikation also, die den wirklich gemeinsamen Merkmalen jeder Tier- und Pflanzenart, Gattung, Familie gerecht werde; in diesem Sinne haben die großen französischen Naturalisten gearbeitet, die Subordination und die Korrelation der Organe festzustellen. Die Anerkennung und Aufdeckung eines »Bauplanes der Natur«, den man in seiner durchgehenden Einheit, wie in seinen mannigfachen Verzweigungen erforschte, hätte nun freilich, wenn der alte Streit noch gelebt hätte, als ein Sieg des Realismus erscheinen können, und hat durch die Lehre von der »Konstanz« der Arten allerdings in dieser Richtung gewirkt. Zugleich aber führte die Morphologie unmittelbar in die Entwicklungslehre hinüber, die in entgegengesetzter Richtung, also wiederum im Sinne des alten Nominalismus, endliche Entscheidung zu bringen schien. Wie dem auch sei, mit Gewißheit darf gesagt werden, daß der Fortschritt der beschreibenden Naturwissenschaften, und in Anlehnung an sie, der Biologie, jene Klagen in diesem Gebiete zu schanden gemacht hat; vom Standpunkte jeder Sprache — mögen nun ihre Benennungen von antiker Wissenschaft abstammen oder diese von der Volksanschauung noch ungetrennt gewesen sein — sind alle neueren Klassifikationen der Organismen unnatürlich, d. h. sie beruhen auf methodischem Studium innerer Verwandtschaft anstatt auf naiven Wahrnehmungen äußerer Ähnlichkeit — sind daher aus dem Groben in unendliche Feinheit entwickelt und angefüllt mit künstlichen Namen, die freilich auch neue Verwirrung durch die Verschiedenheit und den Streit der Systeme hervorbringen. Diese Terminologie

aber — so wichtig auch die Biologie in philosophischer Hinsicht ist — betrachten wir hier nicht als spezifisch philosophische mehr.

69. Hingegen besteht die zweite Anklage in voller Kraft noch heute. Sie betrifft, ihrem Wesen nach, hauptsächlich die moralischen Meinungen und Begriffe. Der Sprachgebrauch hat in bezug auf diese eine charakteristische Funktion. Seine Zusammenhänge mit den natürlichen Gefühlen und Gewohnheiten, aber auch mit dem Volksglauben und mit gültigen Normen des Urteiles, treten hier auf das deutlichste hervor. Die umlaufenden Prädikate, mit denen Neigungen, Handlungen, Charaktere und Menschen belegt werden, gehören zu den Wörtern, die als ausschließliche Bedeutung oder als Mitbedeutung eine Bejahung oder Verneinung — Billigung oder Mißbilligung — des Redenden ausdrücken; sie geben aber diesem subjektiven Verhalten die Form einer objektiven Qualität — (wie es, den Lehren der reformierten Physik gemäß, in etwas anderem Sinne ebenso mit den sinnlichen Empfindungen der Fall ist). Wenn nun zwar in vielen Einzelheiten der individuellen Freiheit, mithin dem Zweifel und dem Streite, weiter Spielraum bleibt, so sind doch die Prinzipien des moralischen Denkens in der Sprache so festgelegt, daß ein Verstoß dagegen nicht allein als Übertretung des Sprachgebrauchs, sondern hauptsächlich als ein moralischer Frevel empfunden und verneint wird. Die offene — d. h. durch Worte oder andere Zeichen kundgegebene — Billigung und Mißbilligung, generelle oder singuläre, von Handlungen, Grundsätzen usw. untersteht selber, als eine Handlung, der öffentlichen Billigung und Mißbilligung und dem, was daraus folgen mag. Der soziale Wille dieser Öffentlichkeit deckt sich nun aber keineswegs mit demjenigen, der in der Sprache und ihrem Brauch sich verkörpert. Von jenem gibt es viele Arten, deren Kreise mit den Kreisen eines Sprachgebrauches zwar vielfach sich schneiden, hie und da sich decken, teils aber ihn umschließen, teils in ihm enthalten sind. Soziale Stände, Klassen, Schichten, Berufe, politische Körper, Korporationen, Parteien, religiöse Gemeinden, Sekten, Kirchen, künstlerische und wissenschaftliche Schulen und Richtungen — jede solche Gruppe hat, wenigstens in einigen Stücken, ihre eigenen Urteile über das, was gut oder böse, löblich oder verwerflich — freilich auch in weitem Umfange über das, was wahr oder falsch, zu nennen sei; denn auch dies involviert Bejahung und Verneinung und auch dies nicht allein, weil das Wahre gesucht, das Falsche gemieden wird, sondern auch, weil das, was gewollt wird, als wahr, was nicht gewollt wird, als falsch behauptet zu werden pflegt, nach den Gesetzen der

menschlichen Natur. Jede solche Gruppe ist eben, wenn überhaupt einmütig, so über das, was sie will — möge es nun in Gewohnheiten oder Gesetzen, in Glaubens- oder wissenschaftlichen Bekenntnissen sich ausdrücken — und dies gibt jeder einen besonderen Sprachgebrauch in Anwendung jener bejahenden und verneinenden Namen. Teilweise sollen diese Namen, auch wenn sie sprachlich als Qualitäten auftreten, nur den Willen bezeichnen und kundgeben, teilweise aber nehmen sie allerdings in Anspruch, als den Dingen wirklich zukommend, also zugleich als Wahrheiten zu gelten. Philosophen nun haben sich oft bemüht, diesen Tatbestand aufzuhellen und dagegen rein sachliche Gründe für solche Benennungen zu entdecken und festzustellen. Tatsächlich fließen aber in die philosophischen Systeme ganze Ströme von jenen Partei-Ansichten und Grundsätzen, so daß daraus notwendigerweise ein großer Teil der beklagten Unklarheit und Verworrenheit der Terminologie sich ergeben muß. Zum großen Teil hat dies seine direkte Ursache in den noch bestehenden Abhängigkeiten dieser philosophischen Disziplinen von der Theologie; diese Abhängigkeit selber ist aber nur eine besonders starke Ausprägung der Bedeutung, die solchen Lehren im öffentlichen Leben überhaupt, d. h. von jedem sozialen Willen beigemessen wird. Die Lehren selber sind nur sozialer Wille in einer sublimierten Gestalt. Die moderne Gesellschaft und der moderne Staat haben freilich in einem gewissen Maße ein Interesse an der wissenschaftlichen Bearbeitung auch dieses Gebietes. In dem Maße, als sie von den traditionellen moralischen Mächten sich losreißen, um so mehr, wenn sie sich ihnen entgegenstellen. Und ferner in dem Maße, als eine wissenschaftlich basierte Überzeugung gebildeter Menschen dem Frieden und der Ordnung innerhalb der Gesellschaft und des Staates — natürlichem Inhalte ihres Willens — nützen kann. Wo immer jene wissenschaftliche Bearbeitung energisch unternommen wurde, da hat sie naturgemäß fast alle jene unter sich streitenden Parteien zu übereinstimmenden Gegnern. Auch die Gesellschaft ist — wenigstens in Europa — selten ihrer so bewußt geworden, um eine reine und strenge Moralwissenschaft zu fördern. Der Staat aber laviert zwischen alten und neuen sozialen Mächten; je mehr er als materielle Stütze die neuen gebraucht, desto mehr glaubt er, seine moralische Stütze nur den alten anvertrauen zu dürfen.

70. In Kraft ist auch noch das dritte Argument gegen die gewöhnliche Sprache. Die Sprache ist erfüllt von metaphorischen Ausdrücken. Und zwar besteht eine merkwürdige Wechselwirkung

zwischen den Bezeichnungen für physische (objektive) und psychische (subjektive) Vorgänge. Während eine poetische oder mythologische Denkungsart — worauf schon hingewiesen wurde — in der Sprache dahin niederschlägt, daß die Dinge personifiziert und durch ihre freien Tätigkeiten das Geschehen zugleich ausgedrückt und erklärt wird, so wird andererseits durch Metaphern die überwiegende Masse der psychischen Tatsachen materialisiert und also objektiviert, ja schon durch die Gewohnheit, ein grammatisches Subjekt als »Ding« zu bezeichnen, Dinge aber als räumlich ausgedehnt oder körperlich vorzustellen. Mit beiden Arten natürlicher Ausdrucksweise hat auf Schritt und Tritt die psychologische Terminologie zu kämpfen. Die Überwindung des Anthropomorphismus ist ihr bereits in hohem Maße gelungen, aber Unsicherheiten und Rückfälle lassen sich doch überall beobachten. In der modernen glänzenden Entwicklung, die der Psychologie der Empfindungen und Vorstellungen zu teil geworden ist, hat doch vielfach eine neue Anwendung der Bildersprache stattgefunden: man denke an die Verschmelzung, die Schwelle des Bewußtseins, u. a. Termini, deren Bedenklichkeit hiermit aber nicht behauptet werden soll. Viel größeren Schwierigkeiten begegnet auch terminologisch die Analyse der Gefühle und des Willens, in deren Schilderung die poetische und rhetorische Sprache ihre Triumphe feiert. Alle diese Schwierigkeiten hängen aber mit den Schwierigkeiten der Sache, auf die uns eine folgende Erörterung hinführt, aufs innigste zusammen.

71. (2.) Unter den historischen Ursachen des betrachteten Phänomenes, wie es in gegenwärtiger Zeit sich darstellt, tritt zunächst am stärksten hervor: der Untergang der europäischen Gelehrtensprache, des Neu-Lateinischen. So lange, als man diese besass, gab es, wenn auch nur der Wortform nach, eine wissenschaftliche Terminologie, die allen gemeinsam war; zugleich unterschieden sich äußerlich die gelehrten Kunstausdrücke von der flatterhaften Sprache des täglichen Lebens, der Dichtung usw. International war die lateinische Sprache als Kirchensprache; von der Kirche aus hatte sie über alte und neue Künste und Wissenschaften sich ausgebreitet. Je mehr sich diese von der Kirche entfernten und frei machten, desto mehr wurden sie »national«, das hieß zunächst nichts anderes, als einer größeren Schriftsprache-Gemeinschaft zugehörig, deren Gestaltung sie selber beförderten. Wie das Latein die Sprache des geistlichen Standes, so gehörte die nationale Schriftsprache dem weltlichen Adel und den bürgerlichen Schichten, die sich ihm an die

Seite stellten. An diesen sozialen Mächten aber rankten die Naturwissenschaften, und folglich die neue Philosophie sich empor. Inzwischen verharrte die offizielle Wissenschaft mit geringen Abweichungen, unter geistlichem Einflusse; die Universitäten und Schulen blieben im wesentlichen, bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, der lateinischen Sprache treu. Die neue Philosophie war ein Freimeistertum gegenüber den Zünften: von den Seite 49 genannten glänzenden Namen gehörte ein einziger einem philosophischen Würdenträger, und dieser einzige (CHRISTIAN WOLF) wurde im Jahre 1723 unter Androhung des Stranges von seinem Hallischen Lehrstuhl vertrieben; zu jenen Freimeistern gesellen sich noch u. a. HARTLEY, PRIESTLEY, HUME, VOLTAIRE, DIDEROT, HELVETIUS, ROUSSEAU; unter den Deutschen möge noch aus dem 17ten Jahrhundert TSCHIRNHAUS, aus dem 18ten sollen LESSING und HERDER genannt werden. Übrigens aber hebt der gelehrte Zustand der Deutschen von dem der beiden anderen leitenden Nationen — Italien versinkt nach GALILEIs Prozess in den Klerikalismus zurück — in höchst merkwürdiger Weise sich ab. Während die deutschen Universitäten bis gegen Ende des 17ten Jahrhunderts fast unberührt blieben von den neuen Paradoxen, so fand im 18ten eine rasche und entschiedene Aneignung und Verarbeitung der rationalistischen Prinzipien statt. Das war ein Erfolg des Systems der Konkurrenz und der kleinen Höfe. Charakteristisch dafür ist die Aufnahme WOLFs in Marburg; auch sind Gestalten, wie die von CHR. THOMASIUS und N. H. GUNDLING nur in der deutschen Kleinstaaterei jener Zeit vorstellbar. Erst die Revolution brachte auch in Frankreich eine freie Universitätsphilosophie, die Schule CONDILLACs, zur Geltung.

72. Von Deutschland aus war aber jenes vielbändige, in der gelehrten Sprache würdevoll wandelnde System der neuen Weltweisheit ausgegangen, das den Gegensatz von scholastischer Formenstrenge und freiem Vernunftinhalt bis zu einer gewissen Höhe in sich vereinigte, das Werk CHR. WOLFs, des späteren K. Preußischen Geheimen Regierungsrates. Zum ersten Male wurde dieser gesamte Inhalt planmäßig einer ausgestalteten, aus altem und neuem Material zusammengesetzten Terminologie unterworfen, die mächtig dazu helfen mußte, den Widerstand des Katheders, soweit er darin beruhte, daß in der hergebrachten Schale auch der alte Inhalt tradiert wurde, zu brechen. Ohne die Herrschaft der Wolfischen Philosophie auf den Universitäten läßt weder das tiefe Eindringen der Aufklärung in das deutsche bürgerliche Bewußtsein sich begreifen, noch der

dadurch mitbedingte Aufschwung der poetischen Literatur, noch endlich die umgestaltende Wirkung, die der größte, aus diesem Zustande hervorgegangene Denker, IMMANUEL KANT, als Professor der Philosophie erzielen konnte. KANT, der mit großer Freiheit die Terminologie für seine Zwecke umprägte, blieb doch in breitem Umfange von dem abhängig, was er aus den Büchern der Wolfianer empfangen hatte; bezeichnend dafür ist seine Gewohnheit, dem deutschen Terminus die lateinische Fassung in Parenthese hinzuzufügen. Aber die gemeinsame Sprache der Gelehrtenrepublik ist im 19ten Jahrhundert, das er einleitete, tiefer als zuvor in den Hintergrund gesunken. Die Nachteile, die daraus sich ergeben, sind besonders für die kleineren Nationen bedeutend, und dadurch indirekt für die Gesamtheit, dass sie die Entwickelung tüchtiger Ingenien in diesen kleineren Nationen hemmen, das Bekanntwerden ihrer Werke noch schwerer machen, als dies für die Werke der großen Sprachgebiete zutrifft, wo wenigstens allgemeinere Fähigkeit gegenseitiger Kenntnis sich mehr und mehr ausbreitet, auch durch Übersetzungen leichter geholfen wird. Hingegen haben freilich die kleinen Nationen den Vorteil, daß sie dem Schrifttum dieser großen Sprachgebiete mehr oder minder indifferent gegenüberstehen, sich den Honig aus den Blüten saugen können, anstatt genötigt zu sein, durch die massenhaften Unkraut-Produkte jeder einzelnen Großsprache — wie die Gelehrten, die deren Gebiet angehören — sich ihren Weg zu bahnen. Dies ist auch für die Terminologie von Bedeutung; denn je weniger das wert ist, was einer gedacht hat, desto weniger lohnt es sich, mit dessen Kunstausdrücken sich zu plagen.

73. (3.) Wenn einst den Universitäten — und zwar zum teil mit Recht — ein unnützes Raffinement der Terminologie, das über Worten oder doch über Begriffen die Sachen vergesse, schuld gegeben wurde, so ist doch als Ursache des gegenwärtigen dissoluten Zustandes auch der Verfall der Schultradition und die verminderte Stellung der Philosophie im gelehrten Unterricht — wenigstens für Deutschland — anzusehen. Über den letzten Punkt lese man PAULSEN. Die allgemeine Tatsache hängt in der stärksten Weise mit dem zuletzt verhandelten Gegenstande zusammen. Denn durch die feindliche Stellung gegen die Universitäten und durch den Ausschluß von ihnen gewann die neue Philosophie ebenso wie durch ihre inneren Tendenzen eine Annäherung an die gemeinvernünftige Denkungsart oder, wie man sagte, den gesunden Menschenverstand — *common sense* — und damit zugleich an die freie, kritisch-

räsonnierende Literatur der heimischen Sprache, die, zumal seit sie periodisch wird, zur Signatur des Zeitalters gehört. Die große Arena der öffentlichen Meinung tritt an die Stelle der Disputatorien in Klöstern und Hörsälen. Das gegenseitige Verständnis dort wird schon durch die grenzenlosen Entfernungen, den Mangel persönlicher Bekanntschaft, die Massenhaftigkeit der durcheinander lautbaren Stimmen erschwert. Und wenn auch das geschriebene Wort besser erwogen werden kann als das gesprochene, so entwöhnen doch schon die Hast der Produktion, dazu der Mangel an jeder Autorität, an jedem sichtbaren Richter, und die Erfolge der Keckheit, der Schlagwörter, den »Literaten« gar sehr von der Präzision des Denkens, von der sorgfältigen Wahl der Wörter, von der Gewissenhaftigkeit des Eingehens auf eine etablierte Terminologie, zumal wenn sie im Gebrauche des Gegners ist. Gerade die Häupter der anti-scholastischen Philosophie sprachen wohl über exakte Terminologie, aber waren, nur zum teil, auch praktisch bemüht um Definitionen, wobei denn gerade in den heftigsten Gegnern der Einfluß der Tradition sich am stärksten erwies. Man wollte aber vor allem Vereinfachung — wenige, leicht erlernbare Kunstausdrücke, meinte man, müßten genügen. Mehr und mehr bildete sich eine philosophische Popularliteratur aus, die die Sprache der Höfe, der Salons oder der Märkte und Wirtshäuser redet — eine Gefahr für das genaue und strenge Denken, die mit großer Kraft ein Haupt dieser Popularphilosophie, JOHN LOCKE, signalisiert hat, *„I confess"*, erklärt er am Schlusse des langen Kapitels über den Mißbrauch der Worte, *„in discourses, where we seek rather pleasure and delight, than information and improvement, such ornaments, as are borrowed from them, can scarce pass for faults. But yet, if we would speak of things as they are, we must allow that all the art of rhetorick, besides order and clearness, all the artifical and figurative application of words, eloquence hath invented, are for nothing else, but to insinuate wrong ideas, move the passions, and thereby mislead the judgment, and so, indeed, are perfect cheat . . . . where truth and knowledge are concerned, cannot but be thought a great fault, either of the language, or person that makes use of them"*. In dem vorausgehenden Satze bemerkt er aber, daß *„wit and fancy finds easier entertainment in the world, than dry truth and real knowledge"*, und dies gilt, trotz des enormen Fortschrittes der Wissenschaften, auch heute, zumal auf den Gebieten, die man nicht kennen zu lernen sucht um eines praktischen Nutzens willen, deren Nutzen man nicht einsieht, oder

die auch eines unmittelbaren Nutzens, wenigstens für äußere Zwecke, sich nicht rühmen können. Gerade die Psychologie ist der natürliche Tummelplatz des Witzes und der Phantasie, und Belehrung wird hier ungern aufgenommen, wenn sie mit der Unterhaltung in Wettstreit gerät. Und doch ist die unterhaltende Belehrung keineswegs verwerflich; sie sollte nur möglichst scharf von der terminologisch »trockenen« esoterischen Wissenschaft getrennt gehalten werden. Aber das Übel ist in einigem Maße der Entwickelung inhärent: die sich emanzipierenden, kühneren Gedanken durchbrechen die alten Formen, starren Regeln, steifen Kunstausdrücke, wie eine Flamme, verzehrend und erleuchtend, »einhergeht auf der eigenen Spur, die freie Tochter der Natur«. In Deutschland zumal wiederholt sich, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, in verkürztem Maßstabe das Schauspiel, das die neue Philosophie als Ganzes gegenüber der Scholastik darbot. Eine neue Universitäts-Philosophie war etabliert worden. An ihrer Geschichte gehen wir hier vorbei. Sie gipfelte in HEGEL, der seine eigene Sprache redete, den »Jargon«, wie die Gegner spotteten. Als Universitäts-Philosophen, die seiner Alleinherrschaft entgegenwirkten, machten nur BENEKE, der nie ein Ordinariat erlangte, und besonders HERBART Schule. Dann aber tritt wieder, mit breiterem Einflusse, eine Schar von Freimeistern auf, die ganz auf ähnliche Art, wie die Neuerer überhaupt gegen die Scholastik, besonders auch mit den charakteristischen Beschwerden über »Unverständlichkeit der Sprache«, wider die gesamte »spekulative« Philosophie beredt und rücksichtslos sich kehren und das Publikum um so mehr für sich gewinnen, da sie der gleichzeitig aufs neue von aller Philosophie sich losreißenden Naturwissenschaft, mehr oder minder mit Reserven, huldigen, und wiederum der Popular-Literatur sich deutlich nähern. Die Namen SCHOPENHAUER, FEUERBACH, DÜHRING, VON HARTMANN — vielleicht muß man jetzt sogar NIETZSCHE hinzufügen — bezeichnen das Gemeinsame dieser Richtungen. Neue Schultradition, die, wenn auch in stark divergenten Richtungen, sich ausgebildet hatte, ist rasch von neuem zersetzt worden. Über das Ergebnis dieser Gesamt-Entwickelung — von der die letzte Phase naturgemäß am lebhaftesten nachwirkt — für das gegenwärtige Thema, mögen wir das klare Zeugnis eines besonnenen Sachverständigen hören, das unsere eigene Kenntnis nur bestätigen kann. »So traten — heißt es bei EUCKEN — mannigfache Systeme und Richtungen auf und behaupteten neben- oder nacheinander Macht und Herrschaft. Aber keinem gelang es, die Überlegenheit

dauernd zu wahren. Das erweist sich auch in der Terminologie. An dem im allgemeinen wissenschaftlichen Sprachgebrauch Umlaufenden lassen sich alle jene Systeme erkennen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade (unbedingt überwiegt noch immer HEGEL). Ein gewisser Synkretismus ist unleugbar vorhanden, mit allen Mängeln und Gefahren. . . . . (Zwar) erhält sich bei einzelnen Genossenschaften und Sekten durch Ablehnung alles Fremden eine strenge Observanz. Indessen gleichen die Termini solcher Sekten den Scheidemünzen, deren Geltung nicht über das enge Gebiet hinausreicht. . . . . Namentlich bei uns Deutschen hat sich mannigfaches und entgegengesetztes so sehr gehäuft und in einander geschoben, daß die technisch philosophische Sprache kaum noch ein Mittel der Verständigung bildet.« Seitdem dies geschrieben wurde (vor etwa 29 Jahren) hat sich der äußere Zustand etwas verändert. Das philosophische Studium auf den Universitäten, das Jahrzehnte lang schattenhaft war, hat begonnen, wieder aufzuleben; nun aber unter einem neuen Zeichen, dem die ganze Entwickelung vorgearbeitet hat: »überall beginnt man von den Wissenschaften aus zu philosophieren« (PAULSEN); die Wissenschaften aber, von denen aus es am meisten auf energische und hoffnungsvolle Art geschieht, sind nicht, wie im 16ten und 17ten Jahrhundert, die Naturwissenschaften, sondern die Geisteswissenschaften, die sich nunmehr solider zusammenfügen: Psychologie und Soziologie (die auf Sozialpsychologie beruhen muß) sind ihre Zentren, Biologie bildet die Brücke zwischen den beiden großen Gebieten. Ausbildung und Einfluß dieser Wissenschaften beruhen aber auch auf Wechselwirkungen des deutschen Denkens mit dem Denken anderer Sprachgebiete. Soweit allgemeine (logisch-spekulative) Philosophie überhaupt noch geachtet wird, so hat unstreitig nur die deutsche in diesem Jahrhundert einen Rang gewonnen und macht ihre Einflüsse in allen Ländern geltend. Anders mit den Einzelwissenschaften und mit der Philosophie, die über ihnen sich aufbauen will. Hier findet ein vielfaches, wenn auch nur in den Gipfeln und Ausläufern sich begegnendes Zusammenwirken statt, so daß der relative Anteil eines einzelnen Sprachgebietes, an dessen Ausdehnung gemessen, schwer sich herausrechnen läßt. Dieses Zusammenwirken ist besonders da fruchtbar geworden, wo es, wie in Biologie und Individual-Psychologie, auf sachlich und terminologisch festangesiedelten Naturwissenschaften beruhte. Das internationale Verständnis findet an diesen seine Grenzen. Indessen wird mehr und mehr die Psychologie der isolierten Empfindungen, durch

experimentelle Methode gefördert, nach Art einer Naturwissenschaft abgehandelt (wozu die Anbahnung längst in der Physik der wahrnehmbaren Qualitäten geschehen war) und prägt sich wenigstens eine beschränkte Zahl von Begriffen so aus, daß sie in alle Sprachen leicht übertragen werden und für die Herstellung einer identischen Terminologie dieses Zweiges das Fundament abgeben können. Die Einteilung aller psychischen Tatsachen in Empfindungen und Gefühle, obgleich dem englischen Sprachgeiste etwas widerstrebend, scheint sich durchzusetzen; sie ist nur eine, den heutigen Kenntnissen angemessene Erneuerung der alten Dichotomie *intellectus-voluntas:* an die Stelle der einfachen Potenzen sind Komplexe von Akten getreten.

74. (4.) Übrigens aber begegnet uns als ein mächtiges und zwar inneres Hemmnis der Verständigung in Worten (also als eine Hauptursache des vorhandenen Zustandes) die Verschiedenheit des Denkens selber. Prinzipiell muß die Frage, ob eine gemeinsame Terminologie trotz differierender Grundsätze, Meinungen, Theorien, möglich sei, unbedingt bejaht werden. Das ist ja gerade der Zweck, dem zu Liebe eine wissenschaftliche »Sprache« immer geschätzt und gesucht wurde, dem sinnlosen und unfruchtbaren Streiten um Worte, nicht aber dem sinnvollen und fruchtbaren Streiten um Sachen, ein Ende zu machen. Aber mit Recht hat sich KANT gegen jene oft vertretene Maxime gewandt, »alle Streitigkeiten der philosophischen Schulen für bloße Wortstreitigkeiten zu erklären«. Nicht allein, daß auch das Gegenteil vorkommt: scheinbare Übereinstimmung, die aber nur in Worten besteht, bei denen jeder sich etwas anderes denkt; nicht allein, daß verschiedenes Urteilen über Dinge und Vorgänge schon in den Kunstausdrücken sich ausprägt; sondern manche Disputationen sind deswegen leer, weil der Gegenstand, den A durch seinen Terminus bezeichnet, und von dem er etwas aussagt, dem B durchaus unbekannt ist, und weil B auch weder willig noch fähig ist, diesen Gegenstand zu erkennen.

75. Mit Recht weist EUCKEN überall auf die Zusammenhänge der philosophischen Sprache mit dem philosophischen Denken selber hin. Die Geschichte der Terminologie reflektiert die Geschichte der Philosophie. Wenn wir die Entwicklung aus der Scholastik, und wider sie, unter diesem Gesichtswinkel betrachten, so sehen wir zunächst ein großes Zerstörungswerk. Die Vereinfachung der Terminologie, worauf wir schon hingewiesen, entspricht einer Vereinfachung des Denkens selber. Das Streben darnach durchzieht die ganze

Epoche bis in unsere Tage hinein. Es befriedigt sich hauptsächlich in der mechanischen Deutung der körperlichen Dinge. Hinter dieser liegt das Trachten nach technischer Beherrschung der Materie und der »Naturkräfte«. Wo die mechanische Erklärung der Vorgänge nicht hinanreicht — in der Chemie —, da diktiert sich um so mehr die Auflösung des Stoffes in letzte Elemente und elementare Einheiten: die Analyse zum Behufe der Synthese. Die gesamte Tendenz stellt den Menschen der ganzen übrigen Natur gegenüber. Der Mensch denkt — zunächst und hauptsächlich über Materie und Bewegung, deren Zusammenhang und Zusammenhänge er also erkennt, um dann an sich zu denken, d. h. zu wollen, Materie und Bewegung seinen Zwecken dienstbar zu machen. Zur Materie und Bewegung gehört auch der menschliche Körper und sein Leben; der Mensch erkennt beides, um der Medizin willen. Maschinerie ist alles, nur allein in der menschlichen Maschine wohnt auf unbegreifliche Art, aber mit einem Vermögen, diese ihm zufällig verbundene Maschine teilweise zu dirigieren, dadurch aber auch in das ganze übrige Triebwerk hineinzugreifen, das denkende Ich, jenes völlig Andersgeartete, das die ihm fremde, gleichgültige, tote Materie — auch der Tiere und Pflanzen — seinem Erkennen und Wollen unterwirft. Diese Idee, deren Notwendigkeit wir hinlänglich begreifen, wenn wir sie in ihrer Abhängigkeit von der tatsächlichen historischen Entwicklung verstehen lernen, hat ihren klassischen Ausdruck gefunden im Systeme DESCARTES', das diese Prinzipien auf eine beinahe vollkommene Art formuliert hat: die beiden entgegengesetzten Extreme, die daraus immer von neuem hervorgehen, der Phänomenalismus (oder Idealismus oder wie immer man — neuerdings auch Realismus — diese »Erkenntnislehre« benennen mag) und der Materialismus (in seiner vulgären Fassung) sind nur Modifikationen, in denen der Grundcharakter minder deutlich sich abbildet. DESCARTES ist es nun auch, der auf die Terminologie radikal zerstörend und nivellierend gewirkt hat — wenn andere mit ihm wetteifern, so ist jedenfalls sein Erfolg in dieser Hinsicht am stärksten gewesen. Er eroberte die Schulen — dies die innere Bedeutung des Wolfianismus — und wenn auch damit Gedanken und Termini vom Einfachen wieder zu komplizierten Gestalten fortschreiten (wie vollends in den einzelnen Naturwissenschaften), so erhält sich doch der strenge rationalistische Typus. DESCARTES hatte ihm die Signatur gegeben: klare und deutliche Begriffe, alles andere bannend. In der wichtigsten Anwendung, derjenigen auf die materielle Natur,

bedeutet dies: ausschließliche Geltung der mechanischen Prinzipien. Wenn aber dieser revolutionäre Anspruch schon in der Physik, viel mehr aber in der Chemie, auf heftige Widerstände stößt, die nur Idee und Hoffnung überwinden, so scheint er zunächst ganz und gar zu scheitern in der Biologie. Was jener Anspruch eigentlich ausscheiden wollte, das ist das Nur-Denkbare; klares und deutliches Denken hält sich an die sinnliche Wahrnehmung, indem es sich von ihr trennt. Es scheidet ihre subjektiven Bestandteile aus, um desto reiner ihren objektiven Gehalt — die Ausgedehntheit der Materie — darzustellen. Hier bleibt kein Raum übrig für etwas Nur-Denkbares; die Teile der Materie sind wirklich und verändern nur ihren Ort, d. h. ihre gegenseitige Lage in der Bewegung. Nurdenkbar ist das Mögliche — daher die so von selbst verständlich scheinende Ausstoßung des Möglichen aus der Wirklichkeit. Von selbst verständlich, ganz und gar natürlich, scheint in der Tat dem Rationalismus alles, was er will, und er sich selber; daher verwirft und verspottet er die scholastischen Begriffe als unsinnig. Die Cartesianer schalten schon die Gravitation der Newtonschen Physik als okkulte Qualität, der Begriff der chemischen Affinität war bei seinem Urheber, BOERHAAVE, nichts als ein neuer Ausdruck für die bei allen Neueren übelberufene »Sympathie« zwischen Körpern oder Elementen; der Rationalismus gibt diesen Begriffen allmählich eine, wenigstens provisorische, mechanische Interpretation. Dagegen verwirft er den Begriff der Lebenskraft ganz und gar, nebst allen daraus abgeleiteten, spezifischen Kräften des Organismus. Lange Zeit schien er — während des letzten Menschenalters — hier zu triumphieren; es galt wie ein Axiom, daß das Leben allein aus den sonst bekannten physikalischen und chemischen »Kräften« erklärt werden könne und müsse. Nun ist zwar der Begriff Kraft selber ein Nur-Denkbares; vollends gilt dies von dem ihn neuerdings verdrängenden, anders formulierten Begriffe Energie. Aber der realistischen Forderung wird man leicht gerecht, indem man alle Kräfte auf Bewegungen von Massenteilchen *(invisible parts*, wie HERBERT SPENCER sagt) zurückführt oder die kinetische Energie als Grundform allen anderen Formen gegenüber behauptet, die als »potentielle« Energien vorläufig zusammengefasst werden. Aber in jüngster Zeit tritt eine Reaktion gegen die rationalistisch-mechanischen Tendenzen sehr merklich hervor. Eine vitalistische Strömung greift unter den Biologen aufs neue um sich; das anerkannte Gesetz der Erhaltung der Energie, im Wandel ihrer Formen, wird selber gegen die

mechanische Deutung geltend gemacht, diese als »willkürliche Hypothese«, als »schon aufgegeben« bezeichnet, das Aufsuchen mechanischer Äquivalente, trotz des berühmten Erfolges in bezug auf die Wärme, bei anderen Energieformen, wie der Elektrizität, für aussichtslos erklärt (OSTWALD). Diese erneute Opposition gegen die bisher und fortwährend treibende Kraft der naturwissenschaftlichen Vernunft beruht teils auf einer richtigen Einsicht, teils aber auf einer falschen Voraussetzung hinsichtlich des Zweckes und Wertes dieser ganzen Denkungsart, einer Voraussetzung, die freilich gerade von deren entschiedensten Vertretern am schärfsten verfochten wird. Auf einer richtigen Einsicht: denn die Meinung, daß die mechanische Kausalität vollkommen »begreiflich« sei, daß mit a. W. die Notwendigkeit des ihr zu grunde liegenden Beharrungsgesetzes *a priori* erkennbar sei, ist die letzte Zuflucht jenes Wahnes, daß die »Welt« irgendwie »erklärbar« sei und sein müsse, in dem Sinne, den die Behauptung hat, daß sie von einem Gotte, d. i. einem Geiste »geschaffen« worden sei: der Glaube an zauberhafte Wirkungen ist dahinter verborgen. Am schärfsten und gründlichsten ist diese Meinung durch DAVID HUME aufgelöst worden; aber längst vorher war die Widerlegung und Überwindung in dem tiefsten und radikalsten Gedankensysteme, das dem christlichen Aristotelismus entgegengewälzt wurde, enthalten gewesen: im Systeme SPINOZAS; denn SPINOZAS Satz: *ratio = causa,* der als Ausdruck des äußersten Gegensatzes gegen HUME, nämlich des Rationalismus in strengster Form, gedeutet zu werden pflegt, ist in Wahrheit etwas ganz anderes; er will sagen: es gibt keine *causa,* keine »realen« und also »wirkenden« Ursachen, es gibt nichts als »Erkenntnisgrund«, dieser aber ist die notwendige Form unseres Denkens, insofern, als es allgemeine Begriffe bildet, in denen besondere Begriffe enthalten sind und daraus folgen. In diesem Sinne ist der allgemeinste Begriff daher der gemeinsame Erkenntnisgrund oder die »Ursache« aller Erscheinungen: jenes Unendliche, d. h. in keiner Maßeinheit oder Zahl ausdrückbare, das SPINOZA als die Substanz oder als die Natur, und das die heutige Naturwissenschaft, nur in der Benennung abweichend, als die sich erhaltende Energie definiert. — Jene Einrede beruht aber andererseits in einer falschen Voraussetzung: als ob nämlich die Reduktion der Energieformen auf mechanische Bewegung den Sinn haben müsse oder überhaupt haben könne, daß dadurch die mechanische Bewegung als das Realere oder als das allein Reale hingestellt würde. Dies ist allerdings wohl die unkritische

Meinung der meisten Naturalisten. In Wahrheit kann es sich nur darum handeln, daß eine äußere Welt aus gleichen Einheiten (Kraftzentren) bestehend, die an einander mechanische Arbeit leisten und damit ihre gegenseitige Lage verändern, für unser Denken der letzte Nenner ist, auf den eine mathematische Interpretation der Erscheinungen alle Größen und ihre Veränderungen beziehen muß, wenn sie konsequent verfahren will. Diese Welt ist nicht in dem Sinne begreiflich, daß wir die Wirkung eines geraden Stoßes als notwendig einzusehen vermöchten, wohl aber in diesem Sinne, daß, wenn Bewegung als Quantum gedacht werden kann — was GALILEI zu denken gelehrt hat — dann ist sie der Vermehrung und Verminderung fähig, ihre Veränderungen also können der Rechnung unterworfen werden. Daß diese für unser Denken allein vorhandene, durch unser Denken vereinheitlichte Welt, überhaupt allein vorhanden oder irgendwie wirklicher wäre, als die von unseren Sinnen empfundene, wahrgenommene Welt, dies anzunehmen ist eine unnütze, unbegründete Zutat zu jener »regulativen Idee«, um den erhellenden Begriff KANTS hier einzusetzen, in dessen Geiste dies gedacht ist. Daß aber diese höchst kraftvolle Idee aufhören sollte zu regulieren und als leitende Maxime zu dienen, ist, nach dem bisherigen Gange der Entwicklung zu urteilen, ebenso unwahrscheinlich, wie es unerwünscht sein würde für den Fortschritt der Erkenntnis.

76. Je mehr man aber diese überwältigende Bedeutung der mechanischen Prinzipien festhält und behauptet, desto mehr ist es geboten, um ihren absoluten Wert richtig zu schätzen, sich auf ihren Ursprung kritisch zu besinnen und ihrem Gebrauche danach seine Grenzen anzuweisen. Der Kritik muß dieses ganze höchst erfolgreiche Denken als künstlich erscheinen, jede Auflösung der gesamten und irgend welcher für sich betrachteten Wirklichkeit in für sich subsistierende »Dinge« (Substanzen) als durch menschlichen Willen oder was hier dasselbe bedeutet, menschliches Denken, gesetzt; die Wirklichkeit selber ist es, zumal die materielle »Außenwelt«, und dem naiven Denken (der Fantasie) begegnen die Dinge als lebendigtätige Individuen innerhalb jener; der reflektierende Verstand baut dieses naive Denken gleichsam künstlerisch aus: er bevölkert die Welt mit wirksamen Qualitäten, Kräften und Seelen: dann aber folgt der wissenschaftliche Verstand, der über die Welt herrschen und darum sie berechenbar machen will; er negiert das naive Denken und die darauf beruhende Reflexion; er entkleidet die »Welt« alles dessen, was die Dinge als wesentlich (= qualitativ) verschieden er-

scheinen ließ. In dem, was er übrig läßt, findet er, was er darin übrig gelassen hat — Materie und Bewegung, sie lassen sich der Rechnung unterwerfen, je mehr sie, nach Aufhebung ihrer sonst scheinbar vorhandenen Zusammenhänge, in nicht weiter reduzierbare gleiche Einheiten aufgelöst worden sind, die sich durch Denken, oder sogar durch wirkliche Tätigkeiten, nach Willkür in neue Verbindungen zusammensetzen lassen. Die kritische Besinnung konstatiert nun (wie gesagt), daß alle Scheidungen gesetzt sind, vor oder hinter allen jene von Subjekt und Objekt; »gegeben« ist nur deren Einheit und in Wirklichkeit *(realiter* oder, wie die Schule sagte, *formaliter)* unlösbarer Zusammenhang. Und auch, nachdem die Setzung einer objektiven »Außenwelt« kritisch reproduziert worden, muß sie von neuem, als Ganzes, in ihrer wesentlichen Einheit erkannt und anerkannt werden, auch wenn sie von allen Subjekten (nicht allein von dem Denkenden selber) losgerissen, also die Entziehung aller sinnlichen Qualitäten gleichsam genehmigt wird. Auch so muß das an die Anschauung — oder, was dasselbe besagen will, die reine Erfahrung — sich anknüpfende Denken den mathematischen Verstand energisch korrigieren. Es spricht gleichsam zu diesem: »du siehst in der Welt nichts als gleiche Vorgänge, die sich von Ewigkeit her nach den Regeln, die du Naturgesetze nennst, wiederholen; du siehst in ihr nichts als diskrete Atome, die sich zusammensetzen und auseinandergehen, sich anziehen und sich abstoßen; diese deine Ansichten sind überaus nützlich und insoweit auch richtig; aber, wenn du einmal alle deine Zwecke und Pläne vergessen willst, so wirst du mir zugeben, daß du deine Materie nur als Kontinuum kennst, und daß du ebenso wie ich genötigt bist, ihre Größe oder Ausdehnung als unendlich, also als jedes Maßes spottend, zu setzen; ferner mußt du zugeben, daß es in der Erfahrung keine vollkommen gleichen Vorgänge gibt; und daß uns das Dasein der Welt nur als ein einziger Prozeß gegeben ist, den wir als ganzen mit keinem anderen vergleichen können. Du glaubtest, daß die immer wiederholten Umdrehungen der Planeten um ihre Axen und um die Sonne von Ewigkeit her angeordnet seien und in Ewigkeit dauern würden; aber mit deinen eigenen Mitteln haben wir erkannt, daß die Entstehung dieser Planeten und der Sonne aus der ungeschiedenen Einheit glühender Gasmasse, ein einmaliger Vorgang ist, den wir uns wohl durch die bekannten Naturgesetze im einzelnen erklären mögen, aber nicht als gesamte Wirkung aus einer gesamten antezedenten Ursache abzuleiten vermögen, weil er auf unermittelbare

frühere Weltvorgänge ins Unendliche zurückweist. Ebenso sind auch die Abkühlung der Erdrinde und die Entwicklung organischen Lebens auf ihr, Vorgänge, die ihresgleichen nicht haben, also nicht in dem Sinne begriffen werden können, wie Vorgänge, die unter hinlänglich gleichen Bedingungen sich gleichartig wiederholen, oder gar künstlich, nach Belieben, reproduziert werden können. Wenn die Transformationen der Energie im Weltall überwiegend in der Richtung auf Wärme-Erzeugung geschehen, indem die Wärme immer von wärmeren auf kältere Körper übergeht und so sich gleichmäßig zu verteilen tendiert, wenn also die »Entropie« einem Maximum zustrebt, und der Gesamtzustand dem Aufhören der kinetischen Energie, wie aller Formen der Energie außer der Wärme —, so haben wir diese voraussehbare Geschichte des Weltalls, wie die vergangene, als einfache Tatsache hinzunehmen, deren Erklärung nichts weiter ist als ihre anders ausgedrückte Beschreibung«.

77. Wir sehen in der Tat durch das ganze neunzehnte Jahrhundert, wie Forschung und Erwägung zusammenlaufen zu einer Kritik des mechanistischen Rationalismus, in diesem Sinne, der ihn unversehrt aufgehen läßt in einem höheren Gedanken; wenn auch jene Kritik öfter als eine verständnislose, pure Negation in die Erscheinung tritt. In ihrem richtigen Verstande ist sie eine notwendige Evolution des sich selbst erkennenden und die Grenzen seiner Macht erkennenden Rationalismus selber. Dessen Fortschritt innerhalb der objektiven Naturwissenschaft wird bezeichnet durch das tiefere Studium der Vorgänge des Lebens. Als philosopische Folgerungen aber, in denen er seine Kurve beschreibt, sind es die folgenden, die Anerkennung heischen: 1. Das für ein deduktives Denken, Frühersein des Unendlichen vor dem Endlichen, daher wird auch denkbar die Einheit vor dem Mannigfachen, das Allgemeine vor dem Besonderen, das Ganze vor seinen Teilen. 2. Das Übergewicht und der Sieg

der Ideen	Bewegung Veränderung Werden	über die Ideen	Ruhe Identität Sein.

Für das rationalistische Denken sind die siegreichen Ideen zwar unentbehrlich; aber sie werden als von außen hinzukommende begriffen. Der Ruhestand usw. ist das natürliche, wie an einer konstruierten Maschine, etwa (welches Gleichnis fast jeder von diesen Denkern wiederholt) einer nicht aufgezogenen Uhr. Der Anstoß muß der Materie von außen gegeben sein, da jeder Teil ihn von dem anderen empfängt; hier fordert das System seinen *Deus* als

den Urheber der Bewegung, der Veränderung, des Werdens. Die andere Denkweise, die wir hier zunächst als die empiristische verstehen mögen, nimmt die bewegte Materie als Tatsache der Tatsachen hin, und bekümmert sich nicht um den alten Begriff, wonach Bewegung nicht zum »Wesen« der Materie gehöre. Sie erkennt in den undurchdringlichen Atomen und den dazu gehörigen leeren Räumen nur Hülfsbegriffe, wenn auch noch so sehr für das rationale Denken notwendige. Hier liegt auch der Punkt, wo die Lehre von Erhaltung und Verwandlung der Energie die alte Gestalt des mechanischen Systems bricht. 3. Wie im konservativem Systeme des Alls die Gesamtmenge der Energie sich erhält, unter steter Verwandlung ihrer Formen, so erhält sich das Ganze eines lebenden Organismus als Dauer der Relationen seiner Teile in deren fortwährendem Wechsel. Leben ist Reproduktion und Zerstörung zu gleicher Zeit; es ist also zugleich mit der Tendenz seines Gegenteils, weshalb BICHAT es als Kampf gegen den Tod definierte, und ein anderer französischer Physiologe, CL. BERNARD, den dialektischen Satz wagte: »*La vie c'est la mort*«. 4. So trägt die Wirklichkeit jedes Augenblickes, oder wie immer begrenzten Zeitabschnittes, die reale Möglichkeit, Anlage, Tendenz, Disposition, Kraft oder Fähigkeit, oder wie immer wir es nennen mögen, zu allen folgenden als ihre Verneinung in sich; Möglichkeit ist also keineswegs ein Nur-Denkbares, sondern ist die Wirklichkeit selber in ihrer notwendigen Beziehung auf die Zeit, d. h. auf Tätigkeit, Leistung, Vollendung. Es muß auf das schärfste bemerkt werden, wie hier die regenerierten aristotelischen Begriffe mit den Begriffen der modernen Physik sich begegnen. Denn was ist Energie, die nunmehr als die eigentliche Realität angesprochen wird, anderes als Fähigkeit, Anlage, Tendenz (oder wie immer benannt) Arbeit zu leisten? —

78. Von der allertiefsten Bedeutung ist aber diese gesamte Neuerung des Denkens für die Psychologie. Die kritische (oder empiristische oder positivistische) Besinnung hat zum Hauptergebnis: daß die Scheidung von Subjekt und Objekt in den gegebenen Tatsachen nicht begründet ist. Die kartesianische Fassung, die ein Subjekt nur mit dem menschlichen Leibe, und zwar als ein Wunder, verbunden sein ließ, wird durch die Entwicklungstheorie definitiv aufgehoben. So radikal sie gegenüber der Tradition und der naiven Meinung auftritt, so ist doch jene Auffassung zugleich ein Rest des uralten Glaubens, daß die Seele als ein anderes Wesen im Leibe ihren Sitz habe, eines Glaubens, der im Aristotelismus sehr verfeinert,

aber in der christlichen Scholastik wenigstens für die *anima rationalis* wieder auf seine vulgäre Form zurückgeführt war. Bei DESCARTES wie bei seinen Vorgängern nimmt die Seele Bewegungen des Leibes wahr und wirkt auf sie zurück. Die wirklichen Tatsachen werden auf genügende Weise dahin beschrieben, daß der Leib sich selber wahrnimmt und auf sich selber wirkt, d. h. als Ganzes auf seine Teile. Wir können den Leib, insofern als er Subjekt, d. h. psychische Tatsache ist, in hergebrachter Weise »Seele« nennen. Leib und Seele sind dann verschiedene Namen eines und desselben Gegenstandes, der als Leib in seinen Teilen wahrnehmbar, als Ganzes aber, d. h. als beharrende Relationen der Teile (was die Aristoteliker Form nannten), ebenso wie die Seele, etwas Nur-Denkbares ist.

79. Zwischen DESCARTES als Intellektualisten (der die Seele unabhängig von aller Erfahrung denken ließ) und seinen sensualistischen Bestreitern (GASSENDI, LOCKE, CONDILLAC) ist aus dem gegenwärtigen Gesichtspunkte kein wesentlicher Unterschied. Auch diese behalten die Seele als ein anderes Wesen, machen sie aber noch mehr zu etwas Passivem, weil sie aus den Wirkungen oder »Eindrücken« äußerer Objekte die sinnlichen Empfindungen hinlänglich zu erklären meinten und mit Recht das Denken — als Vorgang des Gedächtnisses — aus Komplikationen beharrender Empfindungen ableiteten. Diese Auffassung hat sich in die ganze moderne Assoziations-Psychologie verpflanzt, die in Verbindung mit der Physiologie des Nervensystems einen so großen Teil der menschlichen Erkenntnis-Tatsachen in seine Atome (mit denen CARUS die isolierten Empfindungen vergleicht) aufgelöst und synthetisch nachkonstruiert hat. Ganz konsequent kommen aber die Philosophen dieser Richtung, insbesondere die Herbartianer, auf die Seele als ein einfaches Wesen, als etwas, das dem grammatischen und logischen (d. h. durch einen Namen bezeichneten) Subjekte entsprechen müsse, zurück. Aber die Klippe dieses Denkens sind die Gefühle, zumal jener mit Gefühlen verbundene Komplex von Empfindungen, dem der Name Wille gegeben wird.

80. Die unbefangene Selbsterkenntnis verbindet sich nun mit der Abstammungslehre, um Gefühl als mit der Tatsache des Lebens identisch und folglich als das allen lebenden Wesen gemeinsame, konstante und ursprüngliche Element zu setzen. Lebensgefühle sind Tätigkeitsgefühle, und die scheinbar einfache Tatsache des »Reflexes« menschlicher Sinnesorgane auf äußere Reize ist in Wahrheit das Gefühl einer höchst komplizierten, spät entwickelten Tätigkeit.

81. Es ist nicht unsere Aufgabe hier, diese Psychologie in ihre Konsequenzen zu führen. Uns kann nur daran gelegen sein, zu betonen, daß eine Terminologie, die an ihr Prinzip sich anlehnt, sich vermischt und streitet mit einer Terminologie, die im wesentlichen auf die Einfachheit der Seelensubstanz und teils auf ihre passive, teils auf ihre menschlich-rationale Beschaffenheit zurückgeht. Bezeichnend für die Schwierigkeit, die jene biologische Betrachtung hat, sich durchzusetzen, ist es, daß selbst die in dieser Hinsicht am meisten fortgeschrittenen Psychologen fortfahren: 1. mit der Psychologie der Empfindungen zu beginnen. 2. die menschliche Psychologie als allgemeine Psychologie hinzustellen oder doch zu behandeln. Damit hängt ferner das hartnäckige Beharren bei der Meinung zusammen, daß Intelligenz zum Wesen der Seele gehört, was einer der geistreichsten Forscher für so gewiß hält, daß er die gewollte Anpassung von Mitteln an Zwecke als das Kriterium für die Annahme psychischer Tatsachen überhaupt darstellt (JAMES). Endlich ist die Konfusion, die in den Terminis Bewußtsein, Unbewußtes, Unterbewußtes oft sich versteckt, zum guten Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß vom menschlichen Denken der Begriff des Bewußtseins hergeleitet wird, weil aber Denken als Wesen der menschlichen Seele, so gilt »Bewußtsein« bald für einen Zustand, der nur durch Denken, d. h. regelmäßig durch Erinnerung von Worten vermittelt wird, bald für psychische Tatsachen, insofern sie vorhanden sind, schlechthin. Weil aber ihr Vorhandensein wiederum nach Analogie von Gedanken oder doch deren Elementen (Empfindungen und Vorstellungen) gedacht wird, so kommen die notwendigen Begriffe der Involvierung und Evolution, des Wachstums und der Differenzierung, aller jener Vorgänge, die das psychische genau so wie das physische Leben bezeichnen, nicht zu gehöriger Geltung und Benennung.

82. Am meisten ist die Lehre vom Willen, die darunter, wie unter der Abhängigkeit der Terminologie vom Sprachgebrauch, leidet. Wenn wir den Begriff des Lebensgefühls und der mannigfachen organischen Tätigkeitsgefühle, in die es sich beim Tiere mit dem Organismus selber entwickelt, zu grunde legen, so ist jedes, wie das Leben in allen seinen Erscheinungen, zwiefach: assimilierend und ausscheidend, empfangend und abstoßend, bejahend und verneinend. Unter den Lebenstätigkeiten animalischer Wesen sind nun diejenigen des Nervengewebes, in ihrer ursprünglichen Einheit mit denen des Muskelgewebes, durchaus charakteristisch, als Träger der

durch äußere Reize bewirkten motorischen Veränderungen. Die Einheit des Lebensgefühls scheidet sich in entsprechender Weise in die ihr gleichartig bleibenden Gefühle motorischer Tätigkeit und die sich stärker modifizierenden, unendlich vermannigfachten Gefühle der Reaktion gegen äußere Reize — die Empfindungen. Diese animalische Differenzierung deckt sich nicht mit der ursprünglichen, vegetativen, wenn sie ihr auch verwandt ist. Diese aber wiederholt sich in der ausgeprägtesten Weise mit der höheren Entwicklung der Empfindungen; ein psychischer Organismus innerhalb der Seele, wie die Großhirnrinde innerhalb des Leibes, bildet sich aus als komplexes Gewebe möglicher und wirklicher Verbände von Empfindungen, ein Gewebe, dessen wesentliche Funktionen die Setzung von Gleichheit und von Unterschied sind, d. h. eben Assimilation und Ausscheidung, Empfang und Abstoßung, Bejahung und Verneinung: im Menschen durch den Besitz des Zeichensystems der Worte sich vollendend zur Urteilsfunktion, eben dadurch zum Gedanken. Nun haben wir das Wort »Wille«. Es bedeutet die Idee A, von etwas Tätigem (grammatisches Subjekt) B, von etwas »Leidendem« (grammatisches Objekt). Als A. ist die Idee: 1. gleich der Idee von Seele überhaupt; 2. gleich dieser, insofern sie gedacht wird als nach außen hin wirkend, im Gegensatz zum Intellekt, als der von außen aufnehmenden Seele; 3. speziell als herrschend, befehlend, lenkend, Bewegungen des Leibes verursachend. Als B. ist sie etwas Gedachtes, ein Gedanke oder ein Komplex von Gedanken. Während daher die Idee A. überall anwendbar ist, wo ein Leib eine Seele in sich zu haben gedacht wird, daher wenigstens auf alle tierischen Organismen, so ist die Idee B. nur auf Menschen anwendbar. Diese Ideen vermischen sich aber. Wie die Seele überhaupt, so wird alsbald der Wille mit der Intelligenz gleichgesetzt oder doch als etwas Intelligentes bestimmt; hier entspringt dann als Gegensatz zum intelligenten Denken der Begriff des intelligenten »Instinktes«; der Instinkt »leitet« das Tier, der Instinkt »sagt« ihm, »lehrt« es usw. Andererseits: als Produkt des denkenden Ich wird der Wille gleichsam dessen Werkzeug, vermittelst dessen es seine Befehle entsendet und vollzieht; sehr leicht wird er dann mit dem denkenden Ich einfach identifiziert, ist also sein eigenes Objekt, und dies entspricht am besten dem Gefühl und der Idee des »freien« Willens. Als Subjekt aber oder als Objekt, immer hat die Idee, die das Wort ausdrücken soll, eine Beziehung auf die Zukunft, auf ein Werden, daher schlechthin auf ein Geschehen; sie läßt sich aber ohne

Widerstand verallgemeinern und auch auf das Seiende beziehen; das Gemeinsame ist dann die Bejahung und — im Gegensinne — die Verneinung eines Zustandes oder einer Veränderung. Hierdurch wird sie identisch mit dem Gefühle der Lust und Unlust; diese aber sind unlösbar verbunden mit Begehren und Verabscheuen, Hoffnung und Furcht, kurz mit allen positiven und negativen »Wünschen«, die nun wieder durch Empfindung, Vorstellung, Denken eines zukünftigen Zustandes bedingt sind. So läßt sich, wenn man der Sprache folgt, Wille mit allen einzelnen und verbundenen Empfindungen und Gedanken identifizieren oder davon unterscheiden; er kann als etwas ganz Unlogisches, Unvermitteltes (als eigentliche »Willkür« oder Belieben), kann aber auch im Gegenteil als streng logisches, systematisches Gebilde begriffen werden.

83. Physiologen und Psychologen plagen sich mit immer neuen Untersuchungen, was er denn eigentlich sei, finden aber auch wiederum »Begehren, Wunsch, Wille seien Zustände des Geistes, die jeder kennt und die keine Definition deutlicher machen kann« (JAMES); sie werden aber dann unterschieden: 1. »wir begehren, alles zu empfinden, zu haben, zu tun, was im Augenblicke wir nicht empfinden, haben oder tun; 2. wenn damit ein Gefühl verbunden ist, daß die Erreichung nicht möglich ist, so »wünschen« wir einfach; aber 3. wenn wir glauben, daß das Ende (die Erreichung) in unserer Macht ist, so wollen wir, daß das begehrte Empfinden, Haben oder Tun wirklich sein soll.« In der Tat liegt hier eine willkürliche Begrenzung des Sprachgebrauches vor, die vielleicht nicht zu tadeln wäre, wenn der Autor ihr treu bliebe; aber nach einer sehr eingehenden Erforschung findet er, die Anstrengung der Aufmerksamkeit sei das wesentliche Phänomen des Willens und meint, jeder Leser müsse aus eigener Erfahrung wissen, daß dem so sei. Die erste Begrenzung schließt noch jeden »freiwilligen« Beginn einer Bewegung des Körpers ein, also auch solche »unwillkürliche«, die auf Empfindung oder Vorstellung unmittelbar folgen; die andere macht ausdrücklich »einen stabilen«, mit Anstrengung festgehaltenen Gedanken zur Bedingung des Willens: hier ist nur an »willkürliche« Tätigkeiten der Menschen gedacht. Auch WUNDT erklärte früher: »definieren läßt sich der Wille ebenso wenig wie das Bewußtsein«; er ließ aber dann die »Apperzeption« oder die »von Anfang an mit dem Bewußtsein gegebene innere Willenstätigkeit« das entscheidende und allein genügende Merkmal des Begriffes sein, und leitete die »äußere« Willenshandlung als »Apperzeption einer

Bewegungsvorstellung« daraus ab. Ganz anders betrachtet er in seiner jüngeren (kleinen) »Psychologie« den Willensvorgang, indem er ihn definiert als einen Affekt (einen in sich zusammenhängenden Gefühlsverlauf von einheitlichem Charakter) zusammen mit der aus ihm hervorgehenden Endwirkung einer plötzlichen Veränderung des Vorstellungs- und Gefühlsinhaltes. In den tiefen Erörterungen seines »Systems« endlich faßt er den Willen in einem Sinne auf, dem ausdrücklich der Parallelismus, ja die Identität von Leib und Seele zu grunde gelegt ist; er wird zum psychischen Inhalte des Lebens, zuweilen unterschieden als der »reine Wille«, ein »transszendenter Seelenbegriff, den die empirische Psychologie als letzten Grund der Einheit der geistigen Vorgänge fordern, von dem sie aber schlechterdings für ihre Zwecke keinen Gebrauch machen kann.« »Will sie aus ihm einen Seelenbegriff gewinnen, der zur empirischen Ableitung der Tatsachen der inneren Erfahrung brauchbar ist, so muß sie ihn sofort zu einer zusammengesetzten Einheit erweitern, welche die Möglichkeit einer Vielheit vorstellender Tätigkeiten in sich schließt.« Die Physiologen bleiben zumeist bei einem Begriffe des Willens stehen, der ihn, nach Art der Descartes'schen Seele, zu einer vernünftigen Person innerhalb des Leibes macht, mit Vorliebe lassen sie ihn »telegraphieren« und Befehle erteilen; einige aber sind, wie HUXLEY, konsequent und materialistisch genug, alle animalischen und folglich auch die menschlichen Tätigkeiten, als »automatische« zu denken und alle »Bewußtseins-Erscheinungen« als bloße Nebenprodukte des Lebensprozesses, ohne jede Rückwirkung auf ihn. Sie unterscheiden sich von der Identitäts-Psychologie nur noch durch das hartnäckig festgehaltene Vorurteil, daß nur das Objektive oder Physische »wirklich« sei, d. h. im Grunde nur durch die Terminologie; denn in welchem besonderen Sinne jenes wirklich zu heißen verdiene, das Psychische »Begleitende« aber nicht, hat nie jemand anzugeben vermocht. Wir halten die Wundt'sche neueste Darstellung und auch ihre Terminologie für sehr fruchtbar, aber eine Psychologie, die aus dem allgemeinen und reinen Willen, nach dem gegebenen Programm, die besonderen und die besondersten menschlichen Willen entwickelnd ableitet, hat auch WUNDT bisher nicht dargestellt. Auch für WUNDT bleibt noch der Name vor dem Begriffe oder doch mit ihm simultan. Es ist aber ewig vergebens, dem nachzujagen, was eigentlich der Wille **sei**. Die fundamentale Ansicht der Tatsachen zu gewinnen, das ist die einzige wichtige Aufgabe, die allerdings dadurch so sehr erschwert wird, daß wir sie

nur in Worten auszudrücken vermögen, die schon etwas anderes bedeuten. Versuchen ließe sich aber, solche Worte zu umgehen, den Begriff in lauter schon definierten Wörtern abzubilden und ihm dann den abkürzenden Namen, z. B. »Wille« beizulegen. In diesem Sinne haben wir, wenn auch Begriffe antezipierend, versucht — im ersten Abschnitte dieses Traktats — als menschlichen individuellen Willen jede Ideenverbindung zu bestimmen, die für folgende Ideen und Ideenverbindungen irgendwie »setzend« (*quasi* gesetzgeberisch) ist oder »wirkt«; wir dürfen jetzt sagen, solche der Möglichkeit nach in sich enthält, sei es nun, daß sie sich (oder ihre »Wirkung«) in einer einmaligen »Handlung« vollendet und erschöpft, oder daß sie die Regel wiederholter gleichartiger Tätigkeiten, — d. h. der Gefühle von Tätigkeiten — bildet. Wir behaupten nur den Wert dieses Begriffes für das Verständnis unbezweifelter Tatsachen, z. B. jener, daß etwas jemandem zum Zeichen oder Merkmal von etwas anderem wird, ohne es seiner Natur nach zu sein. Der Name ist an und für sich völlig gleichgültig; wir meinen allerdings, daß er von allem, was sonst als menschlich-vernünftiger Wille gedacht wird, gleichsam die Quintessenz extrahiert, denn dies ist allen jenen Ideen gemeinsam: etwas sich selbst bejahendes, andere Gefühle und Vorstellungen bejahend oder verneinend. Dies ist es auch, was das Verhältnis jedes Einzelwillens zu anderen begründet, und wiederum ist ein Begriff notwendig, der die Einheit mehrerer Willen, wie sie sich selbst bejaht, ihre Glieder »bejaht« oder verneint, ausdrücke. Diese nannten wir »sozialen Willen«. In ihm wird es durchsichtig und klar, daß Wille oder wie immer die psychische Potenz genannt wird, nur scheinbar körperliche Bewegungen »bewirkt«, daß sie nichts ist als Macht über ihresgleichen: Vorstellungen und Gefühle. Nicht anders aber ist das Verhältnis des individuellen Willens zu sich selber und zu dem ihm zugehörigen Leibe. Dies ist schwer, aber nicht unmöglich zu denken. Es will erlernt und eingeübt werden.

84. 5. Terminologie ist ein Erzeugnis menschlichen Willens, aber auch das Denken und Erkennen selber ist Tätigkeit, worin sich Wille ausdrückt. Wenn ein energischer, gleichartiger, gleichgerichteter Wille zur psychologischen und philosophischen Erkenntnis vorhanden wäre, so würde die Einmütigkeit des Denkens sich bald in Einmütigkeit über Benennungen umsetzen. Warum jener Wille nicht vorhanden ist? diese Frage führt uns auf einige Nebenursachen des pathologischen Phänomens, das wir betrachten. Diese

Nebenursachen verzögern und hemmen die Überwindung der Schwierigkeiten, selbst wenn sie als solche erkannt werden. Da ist A, was das gesamte Gebiet der Psychologie angeht, die Beschaffenheit der Gegenstände, die sich nicht abbilden, nicht als wahrnehmbare Einheiten sich konstruieren, nur indirekt sich zählen und messen lassen. Auf sprachliche Zeichen sind wir mehr als sonst angewiesen, um psychische Wirklichkeit kundzugeben und zu schildern. Weil aber dies jedem, zumal dem phantasiebegabten Menschen, leicht wird, sonderlich die Schilderung von Gemütsbewegungen, deren Natur bei den Individuen nicht stark variiert, in bildlichen Ausdrücken, deren Sinn jeder, der die Sprache und die elementaren Naturereignisse kennt, versteht, so hält man oft auch psychologisches Denken für leicht. Denken erfordert auch Phantasie, aber eine erstarrte; sie darf hier um so weniger schweifen, als die darzustellenden »Ejekte«, um so mit CLIFFORD zu reden, nur durch Selbstbeobachtung gewonnen werden, die mehr als jede andere Beobachtung, von den Sinnen unabhängig, eine eigentümliche Anstrengung und Übung, ja ein eigentümliches Talent erfordert, das in der Regel nur mit starkem theoretischem Interesse sich verbinden wird. Nun ist aber B, ein solches Interesse, verhältnismäßig wenig gefördert worden. Es stehen keine mächtigen praktischen Interessen dahinter, die auf so eminente Weise der Entwicklung von Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie zu gute kommen. Die praktischen Interessen, denen Psychologie und das auf ihr beruhende Philosophieren ihre Kräftigung verdanken müssen, sind selber ideale Interessen, d. h. Interessen, die gefühlsmäßig, daher in Verbindung mit Fantasie, Kunst, Religion sehr lebhaft sich geltend machen, aber im bewußten Denken um so schwächer zu bleiben pflegen, je mehr sie von jenen Mächten gleichsam mit Beschlag belegt werden. C. So ist denn der Einfluß der Naturwissenschaften auf das allgemeine und philosophische Denken ein unvergleichlich größerer gewesen und ist es noch jetzt, als der Einfluß dessen, was wir die Geisteswissenschaften nennen. Damit hängt denn eine gewisse Verachtung der Philosophie in den Stücken, die ihr am meisten eigentümlich sind, vielfach zusammen: die Geringschätzung der Logik, der Verruf der Metaphysik. Nun mögen ja die Naturwissenschaften dieser Lehren entbehren können: die Geisteswissenschaften können ihrer nicht entbehren. Was die Metaphysik insbesondere angeht, so ist es ein Verhängnis, daß sie abgeschafft wurde, anstatt reformiert zu werden; abgeschafft wegen den Berührungen mit der Theologie, die ihrer

Idee keineswegs wesentlich sind, so bedeutend sie für die historische Erscheinung waren. Ihrer Idee nach will sie — als »oberste Philosophie« — den notwendigen Inhalt des Denkens, das Seiende schlechthin (τὸ ὂν ᾗ ὄν), in Begriffen darstellen, klassifizieren, entwickeln, also ein System von Urteilen, worin solche Begriffe verbunden sind, aufstellen und beweisen. Auch heute noch gilt der Satz, womit CHR. WOLF seine Ontologie einführte und verteidigte (»*vix aliud hodie contemtius nomen quam ontologiae*«): »Wer die oberste Philosophie nach wissenschaftlicher Methode abhandelt, der ruft die scholastische Philosophie nicht ins Leben zurück, sondern berichtigt sie«. Mit Recht auch hebt jener nüchterne Denker die wirklichen Verdienste der Scholastiker auf diesem Felde hervor, und mit Recht weist er hin auf den praktischen Wert der Ontologie, da man überall auf voreilige, unbesonnene Urteile stoße wegen des Mangels an geklärten Begriffen von jenen Denkgegenständen, deren Namen jeder im Munde führe, als: Ursache, Zweck, notwendig, zufällig, möglich, unmöglich, vollkommen, Einheit, wahr, Ordnung, Raum usw. In der Tat ist das Werk WOLFS seinem wesentlichen Inhalte nach eine, freilich mit unsäglicher Breite vorgetragene, Entfaltung der Idee eines allgemeinen terminologischen Instrumentes, das zu konsequenten Verbindungen aller möglichen Begriffe dienen soll. Es ist eine völlig ungewollte Wirkung der Kantischen Kritik gewesen, die vernünftige Idee eines solchen Instrumentes ebenso zum Gespötte zu machen, wie durch DESCARTES und seine Genossen die Scholastik geworden war; so daß (zwei Menschenalter nach WOLF) HEGEL schrieb, das, was vor 25 Jahren Metaphysik hieß, sei mit Stumpf und Stil ausgerottet worden und aus der Reihe der Wissenschaften verschwunden — er meinte, daß so »das sonderbare Schauspiel herbeigeführt worden sei, ein gebildetes Volk ohne Metaphysik zu sehen — wie einen sonst mannigfaltig ausgeschmückten Tempel ohne Allerheiligstes«. Seitdem ist es HEGEL wiederum fast ebenso ergangen, wie vor ihm WOLF und vor WOLF den Aristotelikern — oder dürfen wir das Studium der Dialektik, wie es gegenwärtig auf englischen und amerikanischen Universitäten gepflegt wird, als eine neue Auferstehung, wenn nicht der spekulativen Philosophie, so doch jenes Allerheiligsten verstehen? das in Wahrheit dem Menschen der Spruch des delphischen Gottes befohlen hat, denn das ist die theoretische Selbsterkenntnis, daß man die Gedanken der Menschheit in sich aus- und umbilde, und daß man wisse, was man tut, wenn man urteilt und in Begriffen redet. Es ist immerhin bemerkenswert,

daß von den drei hervorragenden System-Philosophen, die, nach HEGEL, in den drei führenden Sprachgebieten die Aufgabe »*de faire une spécialité des généralités*« auf empirischer Grundlage erneuerten, der erste die Metaphysik nur als einen Bastard zwischen Theologie und Wissenschaft betrachtete (COMTE), der zweite schon wieder aus den »letzten Daten des Bewußtseins«, d. h. aus den Gesetzen des Denkens, die Prinzipien einer synthetischen Philosophie ableitet (SPENCER), der jüngste endlich, obwohl gleich jenen beiden durchaus im Boden der Naturwissenschaften wurzelnd, eine eigentümliche Aufgabe der Metaphysik darin erblickt, daß sie die Verbindung der Tatsachen nach dem Prinzip von Grund und Folge auf die Gesamtheit aller gegebenen Erfahrung auszudehnen strebe, und folglich ontologische Einheitsideen neben kosmologische und psychologische setzt (WUNDT), was denn den Ausblick auf eine neue Verarbeitung aller transszendenten Begriffe eröffnet.

85. D. Wenn die heutige Philosophie und also auch Einheit und Klarheit der Terminologie gleichsam nach rückwärts zu kämpfen haben, indem ihnen der Geruch der Unwissenschaftlichkeit, der an per Metaphysik haftet, den Weg versperrt — so begegnen sie andererseits in ihrem natürlichen Fortschritte den Hemmungen, die alles wissenschaftliche Denken durch überlieferte, für heilig und notwendig gehaltene Lehren und Meinungen immer aufs neue erfahren muß; und obwohl diese Widerstände ihre historisch größte Bedeutung gegenüber der entgeistigten Ansicht der Natur gehabt haben und noch haben, so werden sie doch in gegenwärtiger Zeit viel lebhafter und, man darf sagen, schmerzhafter empfunden in den moralischen Disziplinen. Auch die Psychologie hat, wegen ihrer Bedeutung für diese, ein gemessenes Maß davon zu ertragen. Scharf wird dies bezeichnet durch gewisse Äußerungen in den Eröffnungsreden zum Dritten internationalen Kongresse für Psychologie (München 1896, 4—7. August). Der Präsident, ein gefeierter Psychologe der experimentellen Schule, kritisierte die sogenannte Parallelismus-Lehre und meinte dabei sich ausdrücklich dagegen verwahren zu müssen, daß er diese »politisch oder moralisch verdächtigen« wolle. Wer sich entschuldigt, klagt hier freilich wohl nicht sich, um so mehr aber andere an. Der Kgl. bayrische Staatsminister des Innern, für Kirchen- und Schulangelegenheiten, antwortete auf diese Rede und sprach zum Schlusse die Hoffnung aus: »daß die psychologischen Kongresse dazu beitragen werden, die große Gefahr, welche dem öffentlichen Leben der Kulturvölker aus gewissen psychologischen Theorien erwachsen

könnte, zu beseitigen«, und sogar seine Überzeugung, »daß diese Kongresse den alten Glauben an die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen nicht erschüttern, sondern befestigen werden«.

86. Man denke sich einen Kongreß von Astronomen, dem ans Herz gelegt und die Zuversicht ausgesprochen würde, daß er die altehrwürdige Lehre von den Cycloiden und den überlieferten Glauben an die Bewegung der Sonne um die Erde, nicht erschüttern, sondern befestigen werde; oder einen Astronomen, der seine Kritik der neueren Ansichten von den Kometen damit beschließen wollte, daß ihm nicht darum zu tun sei, diese Ansichten politisch oder moralisch zu verdächtigen! Und doch wären vor nur 300 Jahren solche Reden durchaus möglich, ja, wenn astronomische Kongresse stattgefunden hätten, so wären sie unvermeidlich gewesen. In Wahrheit reflektiert sich die Gespensterfurcht hier, wie überall, in einem teils unklaren, teils falschen Denken. Unklarem: denn, wenn auch jener Minister ohne Zweifel »Tausenden« aus der Seele spricht, so dürften doch von diesen Tausenden kaum zehn Personen irgend welchen gedachten Begriff mit dem Worte »Verantwortlichkeit« verbinden, und vielleicht keiner einen brauchbaren. Alle, die jene Gefahren wittern, dürften das Verantwortlichsein für eine Eigenschaft des Menschen halten, die ihm als vernünftigem Wesen anhänge. Diese Eigenschaft kann nicht wahrgenommen werden, man muß sie also durch Introspektion kennen. Auf das Bewußtsein des freien Willens wird hingewiesen. Dies Bewußtsein aber enthält, wie oft bewiesen worden, in praktischer Hinsicht nichts als die Tatsache des vernünftigen Denkens. Wenn »verantwortlich« nichts weiter ist als ein anderer Name für diese normale Tatsache, so kann weder Tatsache noch Name durch irgend welche Psychologie erschüttert werden. Aber die im Banne der Sprache Denkenden wären darauf aufmerksam zu machen, daß immer geredet wird vom »verantwortlich machen«, daß es auch hier um einen Begriff sich handelt, dessen Wesen durch individuellen oder (zumeist) durch sozialen Willen konstituiert wird. Die Menschen machen einander gegenseitig, die Gemeinde macht die Bürger, Eltern machen ihre Kinder, Sitte, Religion, Gesetz und Moral nur den Menschen, der ihrer Idee eines vernünftigen Menschen entspricht, verantwortlich. Ob es richtig und erlaubt ist, daß sie es tun? es ist richtig und erlaubt, in dem Maße, als es sinnvoll und zweckmäßig ist. Im ethischen Sinne am höchsten steht es aber, daß der Mensch sich selber verantwortlich mache. — Und die Gespensterfurcht reflektiert sich in

falschem Denken: in dem Wahne, daß Menschen in ihrem praktischen Verhalten durch psychologische Lehren sich bestimmen lassen. Hier liegt zuletzt jener Mangel an soziologischer, eben darum aber auch an psychologischer Einsicht selber zu grunde, ein Mangel, der in Anwendung auf politische Maximen noch immer für Reichtum gehalten wird.

87. E. Die Philosophie bewegt sich also gleichsam zwischen zwei Feuern: von den Vorausgeschrittenen wird sie als reaktionär, von den Zurückgebliebenen als revolutionär angegriffen. Ihre beklommene Lage verrät sich am deutlichsten durch die Stellung, die ihr im höheren Unterricht und im öffentlichen Leben eingeräumt wird. Im höheren Unterricht: wenigstens in Deutschland spielt sie nur die Rolle eines geduldeten Schutzbürgers; auf vielen Universitäten erhält sie sich, in schwacher Geltung, durch das noch bestehende Privileg der »philosophischen« Fakultäten, den »philosophischen« Doktortitel zu verleihen, der in neuerer Zeit einen gewissen Marktwert, hauptsächlich für junge Chemiker, die sich der Industrie widmen, besitzt. Im übrigen wird sie von den Vertretern der Medizin und Naturwissenschaften über die Achsel angesehen, von den Regierungen höchstens etwas gefördert, wo sie, wie die Psychologie, in einigen Beziehungen zu jenen emporzusteigen vermag. Dieser Lage entspricht der schlecht organisierte Zustand des Unterrichtes selber: Vorlesungen müssen »gemeinverständlich« sein, d. h. wenigstens halbwegs zur Unterhaltung dienen, gleich Vorträgen für Laienpublikum; »Übungen« für Anfänger wird meistens KANT zu grunde gelegt, weil die unkundige Menge ein dunkles Vorurteil hegt: ihn einigermaßen verstehen, heiße in die Geheimnisse der Philosophie eindringen; zudem ist er Nationalphilosoph. Die Methode aber, mit KANT zu beginnen, ist, als ob man europäische Kinder lesen lehren wollte am koptischen Alphabete. Welche heillose Wirkungen populäre Vorträge auf der einen Seite, Elementarunterricht durch Kritik der reinen Vernunft auf der anderen, in Schülerhirnen haben, davon bleiben selbst bei den fähigsten, zumal wenn sie hurtig an eigene Produktion sich wagten, die Spuren oft genug als beliebige Mischung vulgärer und Kantischer Terminologie erkennbar. Mitschuldig daran ist auch die völlig unzulängliche Art, in der die Geschichte der Philosophie noch immer auf Kathedern und in Büchern vorgetragen wird — zum großen Teile nämlich als eine Geschichte von Einfällen und Fantasien. Das Ansehen, dessen das gefällige belletristische Werk des Geheimen Rats KUNO FISCHER sich noch

im In- und Auslande erfreut, ist dafür charakteristisch. Für eine exakte Geschichte der Terminologie ist aus neuerer Zeit fast nur, als sehr schätzenswerte Vorarbeit, die Schrift von EUCKEN vorhanden. — Im öffentlichen Leben — wohl aller Länder — ist die Geltung der Philosophie gleich Null. Weder Psychologen noch philosophische Moralisten und Politiker (Soziologen) genießen als solche irgend welche Autorität. Gesundheitswesen und Gerichte bedürfen oft psychologischer Gutachten, Ratschläge, Dienste; sie werden ausschließlich aus der medizinischen Fakultät bezogen. Für alle höheren Funktionen der Regierung genügt — im Deutschen Reiche — die gewöhnliche Bildung des Juristen: Kenntnis der Pandekten als Überlebsel, und neuerer Gesetzbücher — philosophische Bildung gilt eher als Kontra-Indikation der Befähigung. Von philosophischer Ethik wird offiziell so gedacht, daß die Behauptung, Ethik sei ihrer Natur nach unabhängig von den Religionen, zuweilen als disqualifizierend für philosophische Professuren gilt. — Philosophie hieß einst die Magd der Theologie. Damals diente sie einem guten Hause, in dem sie noch »Königin der Wissenschaften« blieb. Heute gleicht sie einer Vagabundin, die bald bei der Theologie, bald bei den Wissenschaften sich ein Stück Brot erbettelt, von Zeit zu Zeit aber von der Polizei in sicheres Gewahrsam gebracht wird. Auch die Angst der Umherirrenden gibt sich oft darin kund, daß sie eine dunkle und verworrene Sprache reden.

III.

88. Die Richtungen, in denen wirksame Abhülfe erwartet werden darf, sind im allgemeinen bezeichnet durch die Diagnose des Zustandes und seiner Ursachen. Die Hauptrichtung ist darum gegeben durch den Fortschritt des Denkens selber, in den verschiedenen Zweigen, in denen es auf diese Sphäre Einfluß übt.

89. Am wichtigsten dafür ist sein zunehmender internationaler Charakter. Es wird in Zukunft einmal höchst problematisch erscheinen, wie in so weitem Umfange, durch Vermischung mit den belletristischen Nationalliteraturen, der internationale Charakter wissenschaftlicher Philosophie hat ausgelöscht werden können. Mehr und mehr wird erkennbar, daß es sich dabei nur um eine, für das Geistesleben der einzelnen Nationen mannigfach fruchtbare Unterbrechung gehandelt hat. Philosophie ist von den Einzelwissenschaften nicht trennbar. Diese aber sind auf die Kommunikation neuer Beobachtungen, neuer Erfindungen, neuer Methoden angewiesen, sie leben durch den Austausch von Gedanken. Die Psychologie wird besonders in den wichtigen Stücken, die durch Experimente und statistische Methode sich entwickeln, rasch zu einer internationalen Wissenschaft. Die sogenannte Statistik, d. h. eine Masse von soziologischen Beobachtungen und Forschungen, die durch statistische Methode gefördert werden, ist längst als internationale Wissenschaft anerkannt. Was die allgemeine Soziologie anbetrifft, so ist sie noch kaum konstituiert, im nationalen Universitätsbetriebe wenig in Geltung, aber schon ist ein internationales Institut, eine internationale Zeitschrift dafür ins Leben gerufen worden. Wenn aber Philosophie heute die Aufgabe hat, das psychologisch-biologische und das soziologische Wissen und Denken in ihrer Sammellinse zu vereinigen, so hat es offenbar keinen Sinn mehr, daß noch immer der Zufall nationalsprachlicher Abstammung für die Kenntnis der neueren Gedankensysteme entscheidender Faktor zu sein pflegt. Der Vernunft ist ihr Anspruch wesentlich, allgemeine Geltung zu haben.

90. Mächtig angeregt wird nun die Verständigung und das Zusammenwirken schon durch die Bedingungen und Mittel des heutigen Weltverkehrs. Die Vereinigten Staaten von Amerika, deren wissenschaftliche Eigentradition noch jung, sind zwar durch die Sprache, aber nicht durch nationale Vorurteile auf Beschränkung angewiesen, sie nehmen unbefangen aus allen Ländern die Akkumulatoren der Gedankenkraft bei sich auf. Nicht viel anders die Kolonien des britischen Weltreiches, Japan u. a. Je mehr in der neuen Welt die innere Sammlung für tiefes Denken gewonnen wird, desto mehr hat Europa einen Rückstrom junger Früchte zu erwarten. Studierende aus allen Weltteilen versammeln sich in den Hauptstädten der Wissenschaft, die Gelehrten der meisten Länder treten durch Reisen und Korrespondenzen wieder in lebhaftere Beziehungen. Wieder: denn noch im 17. Jahrhundert war dies, infolge des kosmopolitischen Wesens der Kirche und der lateinischen Sprache, trotz des überaus schwierigen Verkehrs, normaler Zustand gewesen. In modernem Stile bilden sich die Sammelpunkte, teils als periodische Druckschriften, teils als persönliche Kongresse aus; beide müssen auf Ausgleichung immer stärker hinwirken. Es ist unvermeidlich, daß die Hemmnisse verschiedener Terminologie, besonders, sofern sie durch jene nationalen Einschränkungen bedingt waren, mehr und mehr zum Bewußtsein kommen, daß aber auch das Bedürfnis einer gemeinsamen Sprache immer lebhafter sich geltend machen wird.

91. Von den immer erneuten Versuchen, eine Weltsprache zu konstruieren, ist in früherem Zusammenhange geredet worden. Auch wurde angedeutet, daß sie zumeist in den Forderungen des Handelsverkehres ihre Antriebe haben. Hier aber ist nicht unangemessen, daran zu erinnern, wie gerade das wissenschaftliche Bedürfnis ehemals in diesem Sinne gewirkt hat. Von mehreren Versuchen und Plänen, die im 17. Jahrhundert Aufmerksamkeit auf sich zogen, ist keiner so merkwürdig und geistreich, wie das von unsäglicher Arbeitsmühe angefüllte Werk des Bischofs WILKINS. Sein Grundgedanke, so bedeutend, wie einfach, verdient in der Tat immer neue Erwägung, und eine gewisse Verwertung um so mehr, als er, ohne es selber zu wissen, nur verallgemeinert, was die Figuren- und Formelsprache der Mathematik längst dargeboten hat. Der Bischof will, für wissenschaftlichen Gebrauch, eine universelle Schriftsprache erfinden, d. h. ein Zeichensystem für »Begriffe und Dinge«, das zunächst geschrieben und nur akzidenteller Weise auch gesprochen zu werden bestimmt ist. »Obschon es wahr ist«,

bemerkt er, »daß die Menschen gesprochen haben, ehe sie schrieben, und daß folglich Schrift nur das Bild der Sprache, der Zeit nach also später ist; so ist doch in natürlicher Ordnung keine Priorität vorhanden . . . . Menschen, die je in ihrer Sprache fortfahren zu reden, können doch miteinander verkehren durch ein reales Schriftzeichen (*a real character*), das in allen Sprachen lesbar wäre«. Für jedes Ding, jeden Begriff, für grammatische Derivative und Flexionen hat er also ein Zeichen erfunden, und zwar stehen die ersteren so in Beziehung zu einander, daß sie dem Wesen (der Verwandtschaft usw.) der repräsentierten Dinge und Begriffe entsprechen sollen. Er weiß wohl, daß dies eine richtige Theorie, eine universale Wissenschaft zur Voraussetzung hat. Gleichwohl wagt er es, den bei weitem größten Teil seines Folio-Bandes anzufüllen mit Tafeln, auf denen er alle wahrnehmbaren und denkbaren Gegenstände zu registrieren unternimmt. Vor ihm hatte auch DESCARTES die Idee einer Universalsprache entwickelt und gebilligt, worin gleichfalls alles, was in den menschlichen Geist eintreten könne, geordnet sein solle; »aber die Erfindung einer solchen Sprache hängt ab von der wahren Philosophie . . . . auf deren Basis würde sie allerdings dem Urteile so deutlich alle Dinge darstellen, daß es ihm fast unmöglich sein würde, sich zu täuschen, anstatt daß, ganz im Gegenteile, die Worte, welche wir besitzen, gewissermaßen nur verworrene Bedeutungen haben, an die sich der menschliche Geist von langer Hand gewöhnt hat, infolgedessen er fast nichts auf vollkommene Art versteht. »Aber« — meint schließlich der große Denker — »eine solche Weltsprache hat große Veränderungen in der Ordnung der Dinge zur Voraussetzung; die ganze Welt müßte nichts sein als ein Paradies auf Erden, und so etwas darf man nur in Romanen der Einbildung zumuten«. Diese Idee war nicht dazu angetan, LEIBNIZ abzuschrecken, der immer, mit ahnungsvoller Unklarheit, solchen Weltgedanken nachging. So wollte er denn noch über WILKINS hinausschreiten, indem er meinte, für jede Idee ihre charakteristische Zahl auffinden zu können, so daß man alles Denken ebenso universell und sicher zu machen vermöchte, wie die einfache Arithmetik. Er dachte dabei an die Berechnung der Wahrscheinlichkeit von Ereignissen, und folglich wohl auch an so etwas, wie heute in der Bevölkerungs- und Moralstatistik die Natalitäts-, Mortalitäts-, Nuptialitäts-, Kriminalitäts- usw. Ziffern bedeuten. Übrigens ist bekannt, wie in der Logik die Versuche einer graphischen Darstellung; wie auch einer mathematischen Behandlung von

Begriffen immer, wenn auch seither mit geringen Erfolgen, wiederholt worden sind.

92. Viele alte Vernunftentwürfe, die noch vor einigen Jahrzehnten ebenso als utopisch belächelt und weggeworfen wurden, wie noch jetzt die Idee einer solchen Weltsprache von vernünftiger Skepsis abgewehrt wird, sind seitdem, wenn auch keineswegs voll verwirklicht, so doch in gewaltigem Fortschritte gefördert worden; man denke an den Weltpostverein, an das metrische System für Maß und Gewicht, an die lateinische Münzkonvention, an die mitteleuropäische Zeit u. a. Überall handelt es sich um Beziehungen von Zeichen auf ein umfassenderes System, um Bestimmung von Maß-Einheiten durch einen universelleren Willen. Im Angesichte dieser Tatsache darf man auf jene Träume, denen Denker von erstem Range anhingen, das Wort anwenden, das KANT von der platonischen Republik gebraucht: man würde besser tun, diesem Gedanken mehr nachzugehen und ihn durch neue Bemühungen ins Licht zu stellen, als ihn, unter dem sehr elenden und schädlichen Vorwande der Untunlichkeit, als unnütz bei Seite zu stellen.

93. In Wahrheit kann solche Idee höchst nützlich wirken, sie kann als ein Wegweiser dienen, wenn auch in unbekanntes Land, so doch in ersprießliche Richtung. Das Höchste muß gewollt, das Unmöglichscheinende muß versucht werden! Ein System von Begriffen ist denkbar, das alle möglichen Gedanken, soweit sie formalen Wert in philosophischen Urteilen haben können, in ihrer natürlichen Ordnung darstellt, ihre Verhältnisse zu einander, Abhängigkeiten, Verwandtschaften, Kontraste festsetzt, alle aber aus einfachen Elementen, von denen angenommen wird, daß sie dem gemein-menschlichen Bewußtsein angehören, entwickelt; für diese Elemente, die, wie das ganze System, in einer wirklichen Sprache, aber in einer so sehr als möglich universellen (wie der lateinischen) ausgedrückt werden sollten, ließen sich zugleich gewisse lineare Zeichnungen herstellen, so daß sich die komplexen Gedanken daraus zu geometrischen Figuren zusammensetzen würden — ebenen, sphärischen und räumlichen. Diese Linien und Figuren würden den universellen Terminus zwar nicht ersetzen — denn diesen denken wir doch als sprachlich bezeichnet — aber auf eine leicht verständliche Art die Verhältnisse dieser Termini zu einander illustrieren; andere mathematische Zeichen wären daneben anwendbar.

94. Gesetzt, z. B. man beschlösse, den Begriff der *Causa* dahin zu bestimmen, daß er ein besonderer Fall des logischen Verhältnisses

eines Ganzen zu seinen Teilen würde, so könnte das Ganze durch ein Quadrat, die Teile durch eine beliebige Anzahl (z. B. 3) hineingezeichneter Quadrate mit gleichem Schwerpunkte symbolisiert werden; das besondere Verhältnis der Kausalität würde dann etwa durch Konstruktion der durch alle hindurchgehenden Diagonalen sich darstellen lassen. Hieraus mögen wir — *argumenti gratia* — den Begriff der realen Möglichkeit entwickeln und durch ein hineingezeichnetes Kreuz differenzieren, den Begriff des Willens ferner durch eine um dieses Gesamtquadrat gezogene Kreislinie, den des sozialen Willens durch eine oder mehrere konzentrische Kreise mit größeren Durchmessern usw. Solche Definition und Konstruktion der Begriffe würde sie gleichsam zu Prototypen machen und von den losen Allgemeinvorstellungen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit sonst mit den entsprechenden Wörtern verbunden werden, scharf abheben. Sie würde ein in jeder Sprache, in jedem Gedankensystem anwendbares Gerät vorstellen, und dem Lernenden sie als feste Assoziationen einprägen, mit denen er an die Betrachtung und Analyse der Wirklichkeit gerüstet hinangehen würde.

95. Für die Verwirklichung solcher Idee, die sich leicht weiter ausspinnen ließe, ist aber vor allem notwendig, daß eine Stelle vorhanden sei, die nicht allein sie auszubauen die Fähigkeit, sondern auch sie geltend zu machen die Autorität besäße. Solche Autorität kann niemals eine zwangsmäßige sein, wie die der politischen Gewalt, sie kann nur ihren Grund finden in ihren wirklichen Leistungen und in der diese anerkennenden allgemeinen Meinung. Nun fordert in jeder Hinsicht die wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit, zumal die ungeheuren Arbeiten des Sammelns, Generalisierens, Registrierens — wozu denn auch die terminologische Klassierung und Etikettierung gehört — fordert Beratung, Kooperation, Organisation. Die gegebene Form für eine solche gelehrte Körperschaft ist die Akademie. Was die nationalen Akademien für die Förderung der Naturwissenschaften leisten sollten und zum guten Teile geleistet haben, das ist für die Geisteswissenschaften einer Internationalen Akademie als Aufgabe zu stellen. Jener lag das materielle praktische Interesse der Staatsmänner und Staatsbürger für die Entwicklung des Handels und der Industrie zu grunde; Handel, Industrie und Wissenschaft verbunden haben die großen politischen Körper geschaffen, in denen die Nationen sich guten Teils eifersüchtig und feindlich gegenüberstehen. Diese internationale Akademie muß sich durch die Fülle und den Reichtum ihres Lebens von jenen,

die von ihrer Geburt her etwas von einem toten, maschinenhaften Wesen an sich tragen, ebenso abheben, wie eine moderne Weltstadt von den steifen Fürstenstädten des 18. Jahrhunderts. Jene waren Produkte des monarchischen Absolutismus und des militärischen Geistes; diese soll eine Schöpfung des demokratischen Relativismus (den wir als Kommunismus zu definieren freistellen) und des Geistes der friedlichen Arbeit sein. Ihrer Idee liegt das ideale praktische Interesse der Menschenerzieher und Weltbürger zu grunde, ein Interesse, das Psychologie und Soziologie zum Range der leitenden Organe in einem moralischen Körper erheben will, dem die gebildeten Nationen sich willig eingliedern und unterordnen werden. Diese Idee liegt nun, wie unter den Soziologen kaum ein nennenswerter bezweifeln kann, gleichsam in der Luft des Zeitalters. Sie ist die Oberstimme zu allen den Instrumenten, die im ökonomischen, im politischen und im geistigen Leben des Jahrhunderts gegeigt und geblasen werden. An der Wende eines neuen Jahrhunderts darf sie in diesem Konzerte vielleicht den Ton angeben.

96. Eine solche Akademie soll in erster Linie eine Stätte für wissenschaftliche Forschung und Gedankenarbeit sein. Eben dadurch soll sie in zweiter Linie auch eine Stätte der Lehre sein. Nur nicht der Lehre als eines Mittels zur Ausbildung von Beamten oder zur Ausstattung wohlhabender Männer und Frauen mit dem Apparate unterrichteter Plauderei — sondern einer Lehre, die unmittelbar aus der Mitarbeit des Forschens und Denkens hervorgeht, die also in persönlichem Verkehr, im Einflusse und Vorbilde der Meister ihre lebendigen Quellen habe, die nur den wahrhaft Wissensdurstigen zugänglich, auf diese aber auch intellektuell und moralisch befruchtend wirken kann. Die Akademie ist nicht denkbar ohne eine gemeinsame Sprache. Ob nun, wie wir schon vorausgesetzt haben, das Neulateinische darin seine Auferstehung feiern wird? Manche Gründe ließen sich anführen, um es wahrscheinlich, nicht wenige, um es wünschenswert zu machen. Völlig untergegangen ist es nie; unentbehrlich ist es noch in jeder technischen und wissenschaftlichen Terminologie, auch durch seine unbegrenzte Fähigkeit, die teils aus der Geschichte der Wissenschaft, teils aus neueren Bedürfnissen herstammenden griechischen Wortformen sich anzubilden; überhaupt hat es eine lange Periode der Gestaltung für Zwecke eines mannigfachen und verfeinerten Denkens durchgemacht; es hat dadurch eine gewisse Kühle und Nüchternheit gewonnen, die der Vernunft höchst angemessen ist; nur durch die archaisierende Philologie, daher nicht

eigentlich als es selber, sondern als erneuertes Altlatein, hat es der Rhetorik dienstbar gemacht werden können; und auch diese Anwendung ist als bewußte dem Denken nicht so gefährlich, wie die unbewußte Rhetorik, die in jeder »lebenden« Sprache verborgen ist; endlich darf man sagen, daß die Tradition auch ihre Rechte hat, und daß jene tote Sprache jedenfalls als neutrale über allen Eifersüchten der Nationen steht, mit deren Widerstand eine so erleuchtete und freie Tat, wie die Begründung dieser Akademie, allerdings wird rechnen müssen. Wenn wir in früherem Zusammenhange eine spontan sich bildende Herrschaft des Englischen als der Sprache kommerziellen und persönlichen Weltverkehrs für wahrscheinlich erklärten, so steht die hier gedachte Wiederaufnahme des Neulateinischen damit nicht in Widerspruch. So gut wie eine Umgangssprache und eine Schriftsprache, sehr verschieden von einander, oft zusammen bestehen, so könnten auch eine universelle Umgangs- und Schriftsprache auf der einen, eine Schrift- und Gedankensprache auf der anderen Seite, ohne Reibungen neben einander hergehen.

97. In dieser Schrift- und Gedankensprache, wie immer sie beschaffen sei, wird das große philosophische System, werden ebenso die besonderen Corpora der Geisteswissenschaften, dargestellt werden müssen, deren Abfassung wir als das Werk unserer Akademie vorstellen, mögen auch viele sukzessive Generationen ihrer Mitglieder daran tätig sein. Modell-Begriffe auszuprägen genötigt, wird sie um die Ausdrücke dafür nicht verlegen sein, und das Wort LEIBNIZens endlich wahr machen, mit dem er auf die von LOCKE aufgezählten Unvollkommenheiten der Natursprachen für wissenschaftliche Zwecke sich bezieht. »*Car il dépend de nous*«, sagt er, um zu begründen, daß jene Mängel ihren Bestand nur haben durch unsere Nachlässigkeit, »*de fixer les significations, au moins dans quelque langue savante, et d'en convenir pour détruire cette tour de Babel*«.

98. Wem dies utopisch scheint, der werde an die Utopie des metrischen Systems für Maß und Gewicht nochmals erinnert und auf die ältere Literatur darüber aufmerksam gemacht, worin beklagt wird, daß der Wissenschaft nicht gegeben sei, die Macht des Herkommens zu brechen, die nur Gewalt besiegen könne. Noch sind wenig mehr als 100 Jahre vergangen, seit die Pariser Akademie der Wissenschaften die Erdmessungen beendete, auf Grund derer die deponierten Mustermaße als Meter und Kilogramm zu gesetzlichen Einheiten für ganz Frankreich erhoben wurden, und schon seit etwa 30 Jahren ist auf Grund von Verträgen zwischen 17 Staaten ein

ständiges internationales Bureau für Maß und Gewicht ins Leben getreten. Wer nach dieser Analogie ein internationales Amt für psychologische und soziologische Begriffe denkt, wird ohne Zweifel bedeutet werden, daß er Unvergleichbares zusammenstelle; man wird vor allem den praktischen Wert nicht zugeben, wird darauf hinweisen, daß die Triebkraft des Interesses solchen idealen Dingen immer fehlen werde. Wir haben selber darauf hingewiesen, daß die idealen Interessen von Fantasie, Kunst, Religion gleichsam mit Beschlag belegt werden. Hier aber dürfen wir dagegen betonen, daß auch in dieser Hinsicht die Lebensbedingungen des gegenwärtigen Zeitalters eine gewaltige Umwälzung deutlich vorbereiten. Die moderne Gesellschaft reckt ihre ungeheuren Glieder. Die soziale »Frage« erregt die Köpfe der Politiker und der Philosophen aller Länder. In einzelnen Problemen verdichtet sie sich, die schon als internationale anerkannt wurden: Kapital und Arbeit, Weltmonopole, Verbrechertum. Die Einrichtungen, Erfahrungen, Studien der einzelnen Länder ringen nach Verständigung miteinander. In der Richtung auf das zuletzt genannte Problem ist seit bald einem Dezennium die Internationale Kriminalistische Vereinigung — *Union Internationale de Droit pénal* — in lebhafter Tätigkeit. Über das Studium der Statistik, das für alle diese Probleme von so großer Wichtigkeit, ist noch ein Wort zu sagen. Statistik pflegt als besondere Wissenschaft zu gelten. Was aber heute unter ihrem Namen gedacht wird, ist nur die universell anwendbare numerische Methode; deren hauptsächliches Objekt ist — gemäß dem ursprünglichen Sinn des Wortes Statistik — Erforschung der Zustände und Veränderungen des sozialen Lebens, wofür man auch »empirische Sozialpsychologie« setzen kann. Ihre Wichtigkeit, ja Notwendigkeit ist von allen Staaten und von vielen Kommunalverbänden öffentlich anerkannt. Aber trotz und wegen dieser Anerkennung liegt sie noch im Banne der unmittelbaren administrativen Bedürfnisse, ja, ist dem tendenziösen Mißbrauche für Regierungs- und Parteizwecke ausgesetzt. Man kann sie mit dem Zustande der Astronomie vergleichen, jener Zeit, als die großen Herren Sternwarten bauten, um sich und ihren Frauen und Kindern das Horoskop stellen zu lassen. Dahinter lagen tiefere Interessen, die über solchen Zauber die Astronomie erhoben. So liegt auch hinter den Verlegenheiten von Ministern und Magistraten um »statistisches Material«, das Lebensinteresse der modernen Gesellschaft, sich zu erkennen, um sich zu beherrschen. Sie strebt nach Harmonisierung, Ausgleich, Frieden, aber es fehlt ihr an

Organen; sie bedarf eines Ganglions, wäre es auch nur als eines Hemmungsmechanismus gegen den Wahnsinn und die Lügen leidenschaftlicher Interessenkämpfe. Hier, wie überall, kann nur aus vielfachem Streben die Tätigkeit, aus vielfacher Tätigkeit das organische Gewebe sich bilden. Streben und Tätigkeit, eine universelle, echte Wissenschaft aus der »Statistik«, d. h. der Sozialbiologie und Sozialpsychologie zu gestalten, sind vorhanden und werden sich vermehren. Gesetzt aber, ein internationales Bureau für freie wissenschaftliche Statistik würde eingerichtet, und ein würdiger Nachfolger QUETELET's an dessen Spitze gestellt, wie hätte dies Wert und Folgen für philosophische Begriffsbildung, also für Metaphysik und Ontologie, wie wir sie verstehen wollten? Dies ist nicht schwer zu erkennen. Die Statistik kann keinen Schritt tun, ohne alte Wortbegriffe zu dissoziieren, neue Gegenstände unterscheidend zu denken, also auch zu benennen. Ein Beispiel. Die amtliche Statistik hat in Frankreich, und nach diesem Vorbilde, im Deutschen Reiche, als notwendig erkannt, um die stärker agglomerierte Bevölkerung von der weniger agglomerierten zu unterscheiden, Ortschaften von 2000 und mehr Einwohnern zusammenzufassen, gleichgültig dagegen, daß diese weder administrativ, noch dem Sprachgebrauche nach, eine Einheit bilden; weil aber in beiden Hinsichten allerdings ähnliche Unterscheidungen bezeichnet sind, so paßt man diesen sich an, indem man die eine Gruppe »Stadt«, die andere »Landort» nennt. Würde diese einfache Norm allgemein durchgeführt, so wäre etwas gewonnen, was für wissenschaftliche Zwecke vorbildlich gelten kann. In allen Sprachen werden Stadt und Land unterschieden, zum Teil nur mit unbestimmter Größenvorstellung von Orten, zum Teil aber hat der Name Stadt positive, historische, d. h. rechtliche Begründung. Diese kreuzt sich mit dem Größenunterschiede. In neuerer Zeit ist die rechtliche Bedeutung des Stadtbegriffes stark zurückgetreten, die Unterschiede der Orte nach ihrer Volksmenge haben sich immer mehr davon abgelöst und zugleich sich immer stärker entwickelt. Für die Statistik haben diese Unterschiede elementares Interesse. Sie findet z. B., daß die stärker agglomerierten Bevölkerungen auch stärker zunehmen. Wenn sie dies, sei es am sprachgebräuchlichen oder am administrativen Gegensatze von Stadt und Land zeigen will, so muß sie stark agglomerierte Orte als Land, schwach agglomerierte als Städte registrieren — würde also ihrer eigenen Absicht entgegen handeln. Die Ergebnisse verschiedener Länder wären vollends unvergleichbar. Willkürliche, d. h. aber ihrem Zwecke bestens angepaßte Begriffsbildung

ist unerlässlich. Der Name ist an sich gleichgültig; wenn aber der Name »Stadt« behalten wird und diese neue Prägung erhält, so können für diese Wahl wie für alles, was sich bestehenden Assoziationen anschmiegt, gute Gründe geltend gemacht werden. Der Begriff Stadt ist selber ein ontologischer in unserem Sinne. Von allen »Entitäten» bedürfen die sozialen am allermeisten solcher scharfen Bestimmung für wissenschaftliche Zwecke, zumal solche, wie Recht, Religion, hinter denen noch eine Entität, wie eine Seele hinter der Hirnschale, gesucht zu werden pflegt. Daß aber die wissenschaftlich-amtliche Bestimmung psychologischer Begriffe, denen die hergebrachten Namen Empfindung, Gefühl, Wille angemessen wären, minder zweckmäßig sei, als jene Abgrenzung von Phänomenen gegen einander, worauf die alten Namen Stadt und Land angewandt werden, wird sich nicht wahrscheinlich machen lassen. — Man kann mit Grund sagen, daß es sich hier um rein »äußerliche« Merkmale und Begriffe handle. Allerdings; aber der Weg ins Innere geht immer durch das Äußere. Man muß die Grenzen eines Landes überschreiten, wenn man sein Klima, wenn man Land und Leute kennen lernen will.

99. Vielleicht aber genügen diese Hinweisungen nicht, wenn man Vorschläge für unmittelbare praktische Beseitigung der vorhandenen Übel erwartet hat. Wir haben uns an das Thema gehalten und nur die Richtungen gezeichnet, in die sich Hoffnungen begeben dürfen. Wir meinen auch allerdings, daß Erfahrung genugsam lehrt: aus den Nöten und Strebungen des Lebens, aus dem Wachstum vorhandener Bildungen, aus den Wirkungen bedeutender Beispiele, muß der Fortschritt der Erkenntnis, mithin auch die Vervollkommnung ihrer Instrumente, hervorgehen. So wird auch in dieser Sphäre das alte Wort gelten:

»*Multi pertransibunt et augebitur scientia*«.

Additamente.

I.

(Auf Wunsch meines Freundes Dr. OSKAR VOGT schrieb ich im Jahre 1900 ein Resumé diese Abhandlung, unter dem Titel »Terminologische Anstöße«, gedruckt in der Zeitschrift für Hypnotismus Bd. X Heft 3, S. 121—130. Ich gebe den Artikel hier wieder, mit Ausnahme der zwei letzten Seiten, die zum größten Teil wörtlich aus dem Manuskript meines Traktates zitiert waren. Dieser Artikel hatte eine kurze, teils zustimmende, teils (in bezug auf das Neulatein als Weltsprache) kritische Erörterung über den Gegenstand von A. FOREL zur Folge (daselbst Heft 4).

Wissenschaftliche Disputationen werden oft durch die Bemerkung unterbrochen: »das kommt auf einen bloßen Wortstreit hinaus«. Es wird dabei als Einverständnis vorausgesetzt; daß man über Worte nicht streiten wolle, wenn man über die Sache der gleichen Meinung sei. Es gilt nicht nur als töricht, über Worte zu streiten, sondern auch zumeist als vergeblich; denn man weiß oder fühlt doch: wenn einer einmal einen bestimmten »Begriff« mit einem Worte verbindet, so ist diese Verbindung nicht leicht lösbar; er ist keineswegs bereit oder geneigt, einen anderen Begriff an die Stelle treten zu lassen, oder für seinen Begriff ein anderes Wort als bezeichnend gelten zu lassen.

Man darf auf allgemeine Zustimmung rechnen, wenn man sagt: ein klarer Streit über Wirkliches kann sich erst ergeben, nachdem alle Wortstreitigkeiten ausgeschieden sind — am besten, wenn diese ganz unmöglich wären, wenn jede Gefahr eines Mißverständnisses ausgeschlossen wäre. Dann würde jeder durch Worte ausdrücken, was er gedacht hat, der Hörende würde diese Gedanken richtig reproduzieren und mit seinen eigenen »Ansichten« derselben Sache vergleichen können, wenn er solche hat. Man würde sich verstehen — was im deutschen Sprachgebrauche oft schon so viel heißt als »übereinstimmen«, während es hier nur als die Voraussetzung dafür betrachtet wird, daß man Nicht-Übereinstimmung konstatiere. Die eine Übereinstimmung ist dafür notwendig: Übereinstimmung über die Bedeutung der Wörter. Und eben darum gilt der Streit »um Wörter« für töricht, weil man denkt, daß es unvernünftig

sei »an den Wörtern zu kleben«, sie zu »klauben«; denn es müsse dem Vernünftigen gleichgiltig sein, ob er etwas so oder so benenne, ob ein Wort in dieser oder jener Bedeutung gebraucht werde. Es scheint leicht und einfach, sich über die Zeichen einig zu werden, wenn man nur wisse, was man bezeichnen will — in diesem Gebiete, wie in jedem anderen, wo einer zu seinem eigenen (individuellen) Gebrauche sich ein Zeichen »macht« oder mehrere zu gemeinsamem Gebrauche darüber eine Verabredung treffen, d. h. eine Art von Vertrag schließen, wodurch sich jeder verpflichtet, das Zeichen anzuerkennen, d. h. es in einem bestimmten Sinne anzuwenden und in einem bestimmten Sinne zu empfangen oder zu »verstehen«.

Gegenüber diesem Bedürfnisse nach künstlichen Zeichen mit genau bestimmter Bedeutung besitzen wir nun aber in den Sprachen — und am meisten jeder in seiner »Muttersprache« — Systeme von natürlichen Zeichen mit vielfach unbestimmten, mehr gefühlten als klar und deutlich unterschiedenen Bedeutungen. Freilich wir verstehen einander im Allgemeinen genugsam für Zwecke des täglichen Lebens — daher besonders soweit es Gefühl und Wollen zu erregen gilt (aber auch nur im Allgemeinen: denn wie viel Feindschaft entsteht durch eigentliche und wörtliche Mißverständnisse!). Wenn es aber um wissenschaftliches Denken sich handelt, so ist von jeher für notwendig oder wenigstens für erwünscht gehalten worden, »die Begriffe zu definieren«, d. h. zu erklären, in welcher Bedeutung man besondere Wörter anwenden wolle — ob dies Versprechen auch gehalten wird, bleibt dabei immer noch zweifelhaft. Nach der Absicht des Lehrers oder Schriftstellers liegt darin ein bedingtes Geheiß an den Schüler oder Leser: »wenn du mich richtig verstehen willst, so mußt du diese Wörter in diesem bestimmten Sinne verstehen, d. h. bei jedesmaligem Vorkommen die Gleichung, die ihren Wert ausdrückt (d. i. meine Definition), dir ins Gedächtnis zurückrufen«. Wer danach, um dieses ausschließlichen Zweckes willen (den Autor zu verstehen), sich richtet, erklärt damit nicht zugleich, auch seinerseits die Wörter in jenem Sinne gebrauchen zu wollen. Will und tut er dies, so geht er gleichsam eine terminologische Konvention mit dem Urheber jener Definitionen ein. Auf diese Weise können sich viele kleine Sprach-Inseln bilden — in der Philosophie als Sekten oder Schulen bekannt — deren Bewohner jenseits ihrer Grenzen von Niemandem verstanden werden, während sie unter sich die Wertzeichen

ihrer Begriffe als vollgültig geben und empfangen. In diesem Sinne ist vor 60 und 70 Jahren der »Hegel-Jargon« berufen gewesen. Hieraus kann sich zunächst ein Zustand ergeben, dem ähnlich, der zwischen verschiedenen wirklichen Sprachen besteht. Man kann aus einer Sprache in die andere übersetzen — aber man weiß auch, daß dies immer mangelhaft bleibt, zuweilen so gut wie unmöglich ist: manche Ausdrücke und Wendungen sind »unübersetzbar«, warum? Weil das eine Volk kein Wort für die entsprechende »Sache« besitzt, und es besitzt kein solches Wort, weil es die »Sache« nicht kennt, d. h. aber (da es hierbei zumeist nicht um materielle Dinge sich handelt), weil es kein Bedürfnis fühlte, einen gewissen Komplex von Vorstellungen und Gefühlen durch einen Namen zu »begreifen«. Dies zeigt sich besonders in dem Mehr oder Minder von Unterscheidung: was man nicht unterscheidet, das sieht man nicht, und auch jede Kombination oder Synthese muß als etwas Unterschiedenes und Besonderes vorgestellt werden, um für ein Subjekt überhaupt »da zu sein«. So in der Philosophie. Man verlachte im 17. Jahrhundert die *quidditas* der Skotisten als sinnlos; für diese — in ihrem Systeme — hatte das Wort aber eine ganz bestimmte Bedeutung. Im 17. Jahrhundert hatte man das Bedürfnis nicht mehr (oder so viel weniger), diesen Sinn zu unterscheiden, d. h. zu denken, man hatte sein Interesse in eine andere Richtung gewandt.

Voraussetzung für das Bedürfnis einer gemeinsamen Ausdrucksweise ist ein gemeinsames Interesse und ein darin wurzelndes gemeinsames Denken. Nur insoweit als dieses vorhanden, ist es verhältnismäßig einfach und leicht, sich über die Ausdrücke »zu verständigen«. Dies »gemeinsame Denken« bedeutet nicht so viel als »gleiches Meinen« oder »übereinstimmendes Urteilen« — im Gegenteil, es soll ja auch die Basis dafür bieten, daß man über die wirklichen Differenzen des Meinens und Urteilens zur Klarheit also zur Verständigung gelange. Es bedeutet aber, daß man dieselben Gegenstände des Denkens erkennen und anerkennen, oder — in komplizierteren Fällen, daß man die Probleme, die Streitfragen selber, in gleichem Sinne verstehe.

Davon sind wir nun auf keinem Gebiete so weit entfernt, wie auf dem der Psychologie und dem mit ihr — wie ich behaupte — ganz und gar verwachsenen der Soziologie; eben darum aber auch in der »eigentlichen« Philosophie, denn diese ist — möge man sie als Logik, als Metaphysik oder als Erkenntnistheorie verstehen — nichts ohne psychologische Fundamente.

Besser müßte es damit stehen, wenn das Bedürfnis der Verständigung und also eines gemeinsamen, gleichartigen Denkens allgemein empfunden wäre. Das ist eben nicht einmal zwischen den Teilhabern an derselben Sprache der Fall; geschweige denn zwischen verschiedenen Sprachgebieten, von denen jedes seine eigene gelehrte Sprache ausgebildet hat, seitdem die alte Gelehrtensprache — das Neulateinische — in Verfall geraten ist. Und in keinem ist diese gelehrte Sprache scharf geschieden von der Sprache des täglichen Lebens. Ja, es wird nicht nur für ein Verdienst gehalten, sondern sogar ziemlich ungestüm gefordert, daß wissenschaftliche Werke gerade auf diesen Gebieten »gemeinverständlich« sein sollen; die populären (exoterischen) und die strengen (esoterischen) Darstellungen derselben Gegenstände werden nicht auseinandergehalten. Und doch ist eine Wissenschaft nicht möglich ohne Begriffe, d. h. ohne scharf begrenzte Denkobjekte; dagegen hat die Sprache des täglichen Lebens solches Bedürfnis garnicht: sie ist zwar sehr reich in der Bezeichnung psychischer Wirklichkeiten; aber es sind immer nur die Gefühle, Empfindungen usw. dieser bestimmten redenden Menschen, die sie ausdrücken und wohl auch beschreiben will, aber nicht Gefühle und Empfindungen an und für sich, die als bei allen Menschen oder sogar Tieren vorhanden gedacht werden müssen. Da sie immer hauptsächlich auf die Fantasie wirken will, so hilft sich die Sprache des Lebens mit metaphorischen Ausdrücken; und diese gehen in die wissenschaftliche Sprache über, ohne in ihrer Ungenauigkeit erkannt zu werden. Innerhalb dieser wissenschaftlichen Sprache werden zwar immer neue Versuche gemacht, die Wortbedeutungen zu fixieren. Damit verbindet sich aber allzuoft der Irrtum, als wäre dies ebensoviel als das Wesen der Sache »erklären«. Es wird verkannt, daß Begriffe unter allen Umständen psychische Gebilde sind, die von den Sachen verschieden, diese nur repräsentieren, auch wenn die Sachen selber psychische Tatsachen und Gebilde sind; ferner, daß es zwei Gattungen von Begriffen gibt, die in der Logik wohl als analytische und synthetische unterschieden werden, die aber auch empirische und rationale heißen können: jene erwachsen unmittelbar aus den Vorstellungen, d. h. aus Erinnerungen, sie sind nur Allgemein-Vorstellungen, daher je weiter, desto ärmer an Merkmalen, also an Inhalt. Diese, die wohl auch unter dem Namen der »Idee« oder des »Typus« auftreten, sind reinere Gebilde des Denkens; ihnen wird der Reichtum eines individuellen Objekts gegeben, das die Allgemein-Vorstellung oder den empirischen Begriff repräsentiert, wie dieser die

Menge der einzelnen Vorstellungen, aus denen er »abgezogen« ist. Die Gattung (B) verhält sich zur Gattung (A) wie in einem speziellen (alltäglichen) Gebiete ein Maßstab zur bloßen Allgemein-Vorstellung eines Längenmaßes. Der Armut an Merkmalen entspricht hier der Mangel eines materiellen Substrats; ohne dieses ist nur eine Schätzung möglich, z. B. nach der durchschnittlichen Länge eines männlichen Fußes (welche Vorstellung auf einer unbestimmten Menge von erfahrungsmäßig bekannten Füßen beruht). Eine eigentliche Messung geschieht schon, wenn ich meinen individuellen Fuß als Maßstab gebrauche; was aber durch die Messung in der Regel erreicht werden soll, wird erst möglich, wenn eine bestimmte Länge, an einem bleibenden individuellen Gegenstande verifizierbar und korrigierbar, soziale Gültigkeit als Maß-Länge erworben hat, z. B. der rheinische Fuß, von dem ein Modell aufbewahrt wird. Und eine neue Aufgabe ist sodann, ein allgemein giltiges Längenmaß mit den Maßen anderer Größen in ein System zu bringen.

In der Psychologie werden, soviel ich sehe, die beiden Gattungen von Begriffen noch nicht gehörig unterschieden; und soweit als eigentliche Begriffe zur Anwendung gelangen, kommen sie über das Stadium der individuellen Füße nicht hinaus, oder kommen höchstens dem in einer Landschaft, einem kleinen Verkehrsgebiete giltigen Maßstabe gleich. Oder, wie EUCKEN in seiner trefflichen, grundlegenden »Geschichte der philosophischen Terminologie« vor 25 Jahren mit einem anderen Gleichnisse sich ausdrückte, die Kunstausdrücke (der philosophischen Schulen) sind wie Scheidemünze: sie haben keinen Kurs außerhalb ihres engen Bezirkes. EUCKEN hat, wenn ich nicht irre, kein besonderes Gewicht darauf gelegt, die Begriffe von ihren Ausdrücken zu unterscheiden; wohl aber hebt er selbst hervor, daß es immer verschiedene Denkweisen sind, die in den verschiedenen Terminologien sich reflektieren. Und ich meine, daß jeder wissenschaftlich Denkende hierüber zur Klarheit kommen sollte, daß es zweierlei ist: Begriffe bilden und sie benennen[1]. Und darüber, daß es vor allen Dingen wichtig ist, in Betreff des Wesens und Inhaltes der notwendigen und zweckmäßigen Begriffe sich zu

[1] Vor sprachlichen Ungeheuern schreckt die Chemie nicht zurück — und tut ihrer Popularität dadurch keinen Eintrag —, wenn sie den Ursprung neuer Synthesen in Kunstwörtern anzudeuten sucht, die die Länge einer ganzen Zeile gewinnen. Sie ist aber durch ihr vorzügliches Buchstaben- und Ziffern-System immer in der Lage, die kompliziertesten Namen im gewöhnlichen Gebrauch entbehrlich zu machen.

einigen. Da kommen zu den Begriffen der Wirklichkeit die rein logischen Hülfsbegriffe hinzu, die auf psychologische gleichermaßen wie auf materielle Gegenstände Anwendung finden. Die Bearbeitung und Feststellung dieser Begriffe — wie notwendig und zufällig, möglich und wahrscheinlich, Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel — war es eigentlich, die unter den alten Namen der Metaphysik oder »ersten Philosophie« oder Ontologie gesucht wurde, und jetzt in der »Erkenntnistheorie« ein neues Obdach gefunden hat, nachdem jene Namen — hauptsächlich durch ihre Verbindung mit theologischen Vorstellungen — in Verruf geraten sind. Hier liegen nun die Kunstausdrücke selber in jeder Sprache fest, und wegen ihrer Übersetzung aus einer Sprache in die andere kann kaum ein Zweifel entstehen. Um so mehr wird eine übereinstimmende und genaue Fixierung ihres Inhalts vermißt; um so weniger wird erkannt, daß es nicht darauf ankommt, zu entdecken, was sie etwa in irgend welchem Sprachgebrauch tatsächlich bedeuten, sondern zu statuieren, was sie, um für einen bestimmten wissenschaftlichen Gebrauch tauglich zu sein, bedeuten sollen. Und daß die Begriffe für mannigfachen Gebrauch modifiziert werden müssen, welche Modifikationen denn auch durch differenzierte Ausdrücke unterschieden werden müssen.

Nächst EUCKEN, der nur in einem Artikel des »*Monist*«[1] das Thema wieder aufgenommen hat, ist es englische Frau, Viktoria Lady WELBY, der das Verdienst zukommt, mit großer Energie, ja mit einer edlen Leidenschaft, das Mißliche der bestehenden Zustände dargestellt und auf einen vernünftigen »sinnreichen« Gebrauch der Sprache zu Zwecken der Erkenntnis gedrungen zu haben. Sie möchte eine eigene Disziplin begründen und das Verständnis dafür schon durch den Schul-Unterricht anbahnen, die sie früher »*Sensifics*«, das Studium des Sinnes, nannte, nämlich des Sinnes, den Wörter überhaupt haben können und den sie haben sollten; daraus müsse methodisch erlernt werden, wie ein Gedanke am treffendsten, am zweckmäßigsten und am schönsten ausgedrückt werde. »Denn in der Regel finden diejenigen, die am meisten zu sagen haben, es nicht am leichtesten, es zu sagen. Im Gegenteil, die größten Geister sind es oft, die am meisten sich beklagen über die Unzulänglichkeit von Worten, ihr ganzes Denken auf angenemessene Art auszudrücken,

[1] *Philosophical terminology: expository and appellatory.* Monist VI, 497 ff. (July 1896). Als ich die Preisschrift verfaßte, war mir diese Abhandlung unbekannt. Auch wußte ich damals von Lady Welby's Bemühungen nichts, und der Ursprung der Preisaufgabe war mir fremd.

und über das Versagen des gewöhnlichen Lesers ihnen zu folgen, selbst wo Worte ihnen in zureichender Weise gedient haben«[1]. Lady WELBY hat, außerdem, daß sie diese allgemeinen Anregungen gegeben, noch in mehreren kleinen Broschüren »Zeugnisse« wissenschaftlicher Autoren (hauptsächlich englischer) gesammelt, die den Zustand der Terminologie, sogar in der Naturwissenschaft, wo man das Übel viel weniger vermutet, zwar nicht systematisch, aber durch die Vielstimmigkeit um so beredter, darlegen. Die einleitenden Worte, die sie zu diesen »*Witnesses of Ambiguity*« (in Philosophie und Psychologie)[2] geschrieben hat, sind durchaus wert, hier (in Übersetzung) wiederholt und allen, die für die Bedeutung der Sache Verständnis haben, ans Herz gelegt zu werden. Sie lauten nämlich: »Die folgenden Eingeständnisse einer irreführenden oder lähmenden Zweideutigkeit und Vieldeutigkeit des Ausdruckes (wo sie oft am wenigsten vermutet werden und am meisten Schaden tun) sind nur Beispiele, ausgelesen aus einer viel größeren Anzahl, und diese wiederum sind nur ein Zehntel von dem, was mit Leichtigkeit gesammelt werden könnte in anerkannten und weitverbreiteten Werken der modernen Literatur; man wird sehen, daß die Fälle aus den verschiedensten Quellen geschöpft sind. Der Zweck dieser Sammlung ist, dazu zu helfen, daß ein Mißstand bekannt werde, der beständig ignoriert und zuweilen sogar geleugnet wird; der aber eine Hauptursache der vielfachen Unfruchtbarkeit umlaufender Erörterungen, der Verwirrung in Sachen von dringender Wichtigkeit, der Hoffnungslosigkeit in bezug auf die Möglichkeit ist, zu einer wirklichen Lösung von »Rätseln« zu gelangen, denen vielleicht nur ein Überlebsel oder ein Wechsel von Wortbedeutungen zu grunde liegt, die als solche nicht erkannt worden sind. — Sicherlich, so lange wir uns nicht bewußt werden, wie viel Unklarheit und sogar erbitterter Streit wenigstens teilweise auf diese Ursache zurückgeführt werden kann, so lange dürfen wir nicht hoffen, daß es besser damit werde. Und ob es besser werden kann oder nicht, es muß ein Gewinn sein, zu wissen, wie es damit steht. Zur Hälfte liegt das Übel

---

[1] V. Welby, Grains of Sense. London 1897. XI u. 146 S. Ein so geistreiches und unterhaltendes, als ernsthaftes und unterrichtendes Büchlein. Neuerdings zieht die Autorin den Ausdruck *Significs* vor, und will das Studium der Zeichen schlechthin, und ihrer Werte, zu einer pädagogischen und ethischen Bedeutung erheben. Besser dürfte ein dem Griechischen entlehnter Name, etwa Semantik, dieser Idee sich anpassen.

[2] Grantham 1891, W. Clarke.

gerade daran, daß man allgemein annimmt, »selbstverständlich« bedeute das Wort x die Sache y, und daß weiter nichts darüber zu sagen sei.« — Systematisch hat sodann Lady WELBY ihre Gedanken über »Sinn, Bedeutung und Auslegung« in 2 Artikeln des »*Mind*« 1896 entwickelt, und hieran anknüpfend erhob der französische Philosoph André LALANDE in der *Revue de Métaphysique et de Morale* 1897 seine Stimme[1], um zur Herbeiführung eines »Reiches der Ordnung« in den philosophischen Studien mitzuwirken. Er plädiert für eine »philosophische Gesellschaft«, die sich dieses Ziel ausdrücklich setzen solle; durch sie meint er auf die »philosophische Propädeutik« in den Gymnasien — LALANDE war Professor am bekannten Lycée Michelet — wirken zu können: »sie allein kann die genügende Autorität besitzen, so lange wir nicht einen Minister haben, der selber Philosoph und Schulmeister wäre, um Ordnung in ein Gebiet zu bringen, das tatsächlich ein Chaos darstellt«[2].

---

[1] »*Le langage philosophique et l'unité de philosophie*«, l. c. S. 566—588.

[2] (Zusatz 1906.) Von Herrn LALANDE ist das Thema ferner behandelt worden in einem Vortrage auf dem internationalen philosophischen Kongreß (Paris 1900) »*Sur la critique et la fixation du langage philosophique*« (abgedruckt in der *Bibliothèque du Congrès intern. de philos.* I »*Philosophie générale*«). Er bezieht sich darin auch auf meine Arbeit, die ihm in der englischen Übersetzung bekannt geworden ist, und gibt sehr gute Beispiele philosophischer Mehrdeutigkeiten an den Worten »Evolution« und »Natur«. Die frühere Anregung wird dahin erweitert, daß jede Nation ihren philosophisch-terminologischen Verein haben, und daß diese Vereine in beständigem Verkehr miteinander stehen sollten. Auch die Schrift des Dott. Giovanni VAILATI: »*Alcune osservazioni sulle questioni di Parole nella storia della scienza e della cultura*« (Torino 1899) lernte ich erst kennen, nachdem die obigen Mitteilungen publiziert waren. Diese am 12. Dez. 1898 gehaltene Vorlesung berührt sich in mehreren Punkten (ohne daß wir von einander wissen konnten) mit meinen hier vorliegenden Ausführungen.

II.

Nachdem die Preisschrift in englischer Übersetzung, die mit Kenntnis und Sorgfalt Mrs. BOSANQUET verfaßt hatte, im »*Mind*« gedruckt worden, erschienen in derselben Zeitschrift: *Notes on the Welby Price Essay* (Vol. X No. 38 S. 188—204) von V. WELBY, der schon genannten Urheberin des Preises. Diese Anmerkungen folgen dem Gedankengange meines Werkchens mit sehr dankenswerter Aufmerksamkeit und vieler Anerkennung. Jedoch verhehlt die Verfasserin in mehreren Punkten ihre Zweifel und abweichenden Ansichten nicht. Ihre Güte gab sich aber auch darin kund, daß sie dem Verfasser das Manuskript dieser Anmerkungen übersandte, um ihm für eine Entgegnung Raum zu gewähren. Diese kurze Entgegnung wurde in englischer Sprache geschrieben, sie schließt sich an der bezeichneten Stelle S. 204—209 an. Sie wird hier im deutschen Texte wiedergegeben; es wird daraus zugleich ersichtlich sein, welchen Inhalt Lady WELBY's Einwendungen hatten. Nachdem mein schuldiger Dank abgestattet worden, lautet die Entgegnung wie folgt:

Die Verfasserin der »Anmerkungen« geht geradeswegs auf die praktische Seite des Gegenstandes. Ihr leitender Gedanke ist Befreiung von überkommenen Formen des Ausdruckes, sofern sie dem eigentlichen Zwecke, für den sie bestimmt waren, nicht mehr angemessen sind. In dieser Allgemeinheit schien mir der Gedanke nicht unmittelbar zu der Frage der philosophischen und psychologischen Terminologie zu gehören. Ich anerkenne aber durchaus, daß er mit dieser Frage einen bedeutenden Zusammenhang hat. Der Übergang von dem Bedürfnis, das technische Idiom des Denkens zu verbessern, zu dem allgemeineren Bedürfnis, die Sprache der Unterhaltung und der Literatur vollkommener zu machen, ist allerdings unvermeidlich, so lange als jene als Teil einer empirisch gegebenen und »lebenden Sprache« betrachtet wird. Indessen kann doch (z. B.) die Sprache der Chemie von allen Einflüssen der gewöhnlichen Redeweise sich frei erhalten; denn da die gewöhnliche Rede alle ihre chemischen Kenntnisse und Ausdrücke von der wissenschaftlichen Chemie entlehnt, so empfängt sie fast nur und gibt sehr wenig.

Anders ist es mit Psychologie und Metaphysik. Das tägliche Gespräch gebildeter Menschen, und die allgemeine Literatur, sind voll von psychologischen und metaphysischen Begriffen, die — wenigstens auf bewußte Weise — nicht aus irgendwelchem philosophischen System bezogen sind, sondern den Anspruch erheben, in der Natur oder im gesunden Menschenverstand, oder — in der Sprache selber begründet zu sein. So lange daher als die philosophische Sprache nicht scharf abgegrenzt ist gegen die allgemeine Sprache — m. a. W. so lange als Autoren Wörter dieser allgemeinen Sprache ohne weiteres in philosophischen Gebrauch nehmen, als ob sie jedenfalls richtig verstanden werden müßten von jedem, der diese Sprache kenne — so lange werden die Verworrenheiten und Unklarheiten dieser allgemeinen Sprache auch ferner in die philosophischen Systeme sich hineinschleichen. Und folglich wird, wenn man die Philosophen auffordert, strenger und auf weniger mißverständliche Art sich auszudrücken, diese Aufforderung so gut wie erfolglos sein, es sei denn, daß eine allgemeine Regel durchgesetzt werden könnte, wonach man in allen Dingen auf strengere, unmißverständlichere, weniger zweideutige Art sich ausdrücken würde. Es wäre allerdings ein vorzüglicher Gegenstand für eine besondere Untersuchung — die in ihrer Tragweite mehr soziologisch als individualpsychologisch oder sprachwissenschaftlich wäre —, die Quellen lockerer und leichtfertiger Redeweise und daraus folgender beständiger oder häufiger Mißverständnisse zu erforschen. Hier möge nur soviel darüber gesagt werden: alle Arten von Mißverständnis, möge der Redende sie wohl gar beabsichtigt haben oder nicht, sind, wenn dauernd in den Seelen wirksam werdend, Symptome einer tiefgewurzelten Verderbnis des menschlichen Zusammenlebens.

»*Et la pâle famine et la peste effroyable*
N'égalent point les maux et les troubles divers,
Que les mal-entendus sèment dans l'univers.« *(Boursault)*

Und freilich werden sie (die Mißverständnisse), wie alles schädliche, verschlimmert dadurch, daß die Absicht darauf gerichtet ist, Übel zu bewirken, indem nämlich Worte und Redewendungen zu dem Zwecke gebraucht werden, »die Gedanken zu verbergen«, oder wenigstens mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß sie in einem gewissen Sinne, der den Zwecken des Redenden gemäß ist, aufgenommen und verstanden werden, obgleich er selber das nicht eigentlich »sagen« oder »gesagt haben« will, d. h. wie in diesem Falle ganz eigentlich zu verstehen, von aller Verantwortung sich freihält. —

Nun versteht sich freilich von selbst, daß jeder Versuch, die Sprache zu verbessern, voraussetzt, daß wir ernstlich gewillt sind, uns verstanden zu machen und einander zu verstehen, auf so vollkommene Art wie möglich. Daher gehen uns hier nur die auf beiden Seiten unfreiwilligen Mißverständnisse an. Und da ist es denn durchaus richtig und verdienstlich, wenn Lady WELBY nachdrücklich betont, daß sehr viel mehr getan werden könnte und getan werden sollte, um Mißverständnisse zu vermeiden — 1. dadurch, daß alle Weisen des Ausdruckes entwickelt und organisiert würden; 2. dadurch, daß wir uns selber, und besonders dadurch, daß wir die Jugend dazu erziehen, diese Weisen sorgfältig zu deuten, die verschiedenen Arten von »Sinn, Meinung, Bedeutung« [Lady WELBY's Trias: *sense, meaning, significance*, siehe unten] zu unterscheiden, um die Gefahren zu vermeiden, die in aller Bildersprache und in rhetorischen Figuren verborgen sind. Ich bekenne, daß es mir, ehe ich mit den Ideen und Bestrebungen Lady WELBY's bekannt wurde, nicht klar geworden ist, welches weite Feld sich hier gerade der pädagogischen Reform eröffnet.

Ich betrachte es ebenso als eine reelle Bereicherung meiner Gedanken über die Gültigkeit des Wortsinnes, was Lady WELBY über die Macht des Zusammenhanges (des Kontextes) über einzelne Worte und — umgekehrter Weise — leitender Worte über die Bedeutung vieler Worte bemerkt hat, von denen manche, wie sie sich ausdrückt, »nur einen gewissen Kern von Bedeutung haben, von dem ihre Wert-Schwankungen ausgehen müssen«. Und es ist durchaus wahr, was sie hinzufügt, daß die geschriebene Sprache, wie sie ist (im Englischen vielleicht mehr als sonst), beinahe aller der Hülfsmittel entbehrt, um seinen »Sinn« verstanden zu machen, die eine gesprochene Sprache besitzt, und daß hier ein weites Feld für den Anbau offen liegt. Die Verfasserin geht hier vorüber an der Frage der Interpunktion, die ja ihrem Ursprunge nach ein Mittel (wenn auch nur ein ziemlich armseliges) ist, um die Weise anzuzeigen, in der ein Schriftsteller seine Sätze gelesen haben will. Wie wenig ist geschehen, um dieses Mittel aus seiner Kindheit heraus zu entwickeln! Sogar ist die Anwendung dieses schwachen Gerätes keineswegs geregelt; nach Herkommen ist sie verschieden in verschiedenen Sprachen; so daß, um eine fremde Sprache richtig zu lesen, wir zwar, wenn es eine Sprache unserer westlichen Kultur ist, nicht nötig haben, ein neues Alphabet, wohl aber nötig haben, eine neue Interpunktion zu erlernen, wenn wir nicht vorziehen, wie

es wahrscheinlich die meisten Leute tun, uns ihres Gebrauches gänzlich zu entschlagen. Alles dies betrifft indessen den Sinn und die Bedeutung von Sätzen, ganzen Perioden oder, wie Lady WELBY sagt, eines Textes, also nur auf indirekte Art den Sinn der einzelnen Worte. Die kritischen Bemerkungen kommen aber auf dies eigentliche Thema zurück, indem sie die gesetzgeberische Wirkung der Wissenschaft anzweifeln. Ich habe in dieser Hinsicht ein Ideal und nicht die Wirklichkeit vorstellen wollen, die aber wenigstens in einigen der Naturwissenschaften, z. B. in der Astronomie und in der Chemie, dem, was man ein Muster nennen kann, ziemlich nahe kommt. Was Synonyme betrifft, so glaube ich, es darf nach deutschsprachlicher Erfahrung bestätigt werden, daß wir »nach allen Seiten hin diesen Schatz verwüstet werden lassen«. Insbesondere verführt eine übertriebene und besinnungslose Abneigung gegen »Fremd-Wörter« dazu, diese abzustoßen, auch wenn ihnen spezialisierte Bedeutungen anhaften, die sie von den entsprechenden einheimischen Ausdrücken abheben — sie abzustoßen, ohne daß man in der Lage ist, Eigenwörter einzusetzen oder neu zu bilden, die mit den gleichen Vorstellungen assoziiert sind.

Die Verfasserin der »Anmerkungen« hat hier eine — für ihre Auffassung charakteristische — Auslassung eingefügt über das, wie sie sagt, »vornehme« Wort »Bedeutung« *(Significance)*. »Ein Begriff, wie der des Logos, kann freilich auf grobe und buchstäbliche Art mißdeutet oder gar in ein »Dogma« krystallisiert auftreten, und doch mag eine Zeit kommen, wo wir uns freuen werden, wenigstens in dieser Form die Wahrheit angeschaut zu haben, daß das (echte) Wort des (echten) Sprechers schöpferischer, heiliger, gewaltiger ist, als unsere gewöhnlichen Ideen vom Wesen der Sprache ahnen lassen. Wenn der Redner, sogar wie er jetzt sich uns darstellt, bei seinen Zuhörern wohl eine Kraft der Begeisterung und des Entschlusses erweckt, die dazu helfen kann, das Angesicht der Welt und den ganzen Gang der Kultur zu verändern, oder wie man sagt, »das härteste Herz zu schmelzen« vermag — was zuweilen die schwerere Aufgabe ist —: wenn die Worte in einem Buche durch die Jahrhunderte hindurch so die Menschheit in Schwingung versetzen können, daß sie als »Offenbarung« *par excellence* gelten und von unzähligen Mengen beinahe abergläubisch verehrt werden — so dürfen wir uns allerdings versichert halten, daß der **Ausdruck** in Formen, die wir bis jetzt nur schwach uns einzubilden vermögen, in gewissem Sinne Sitten und Gebräuche rechtfertigen wird, in denen

wir jetzt entweder bloßes Dogma, das von gedankenlosem Glauben angenommen werden will, oder das Überlebsel von naivem Mythus erblicken«.

Lady WELBY erhebt Einwände gegen die »Analogie des Geldes«. Es war aber nicht meine Meinung, den Gebrauch eines »Bildes« zu verteidigen; und ich bin, nicht weniger als meine gelehrte Gönnerin, davon durchdrungen, daß es falsch sein würde, Sprache »figürlich zu definieren« durch jene Analogie. Ich habe nur darauf hinweisen wollen, daß unter den vielen sozialen Symbolen, mögen sie konsensueller (wie ich hier sagen möchte) oder konventioneller Natur sein, die alle den Worten gar sehr unähnlich sind, geringwertiger als sie und sogar von ihnen abhängig, es doch einige gibt, und zwar solche, die in der empirischen Kultur eine höchst wichtige Rolle spielen, die gewisse charakteristische Züge mit Worten gemein haben und wohl geeignet sind, das Wesen und die Macht verschiedener Formen von sozialem Willen zu illustrieren. Das sind die Zeichen ökonomischen Wertes, d. h. des Tauschwertes. Sie haben ebenso wie Worte selber, im eminenten Sinne des Wortes einen sozialen Charakter. Wie Worte von Gehirn zu Gehirn wandern, so gehen die Zeichen des Tauschwertes (Geld, seine Vorgänger und seine Ersatzmittel) von Hand zu Hand — sie führen eine Bedeutung mit sich, außer dem, was sie sind — d. h. sie müssen außer dem, als was sie den Sinnen [und dem an sie gebundenen Verstand] erscheinen, intellektuell gedeutet werden: und es versteht sich, daß dieser ihr »Sinn« eine Beziehung auf »Gehirntätigkeit« (d. h. auf Denken) in sich schließt, sowohl im Falle des Geldes wie im Falle der Worte. (In der Tat hätte ich darauf bestimmter hinweisen sollen, und bin der Kritikerin dankbar dafür, daß sie mich auf diesen Mangel aufmerksam macht.) Die Analogie steht allerdings nicht »durch«, außer in gewissen allgemeinen Zügen, die vielleicht »äußerlich« genannt werden dürften, wenn gleich eben dies Gleichnis, wie Lady WELBY oft mit Nachdruck betont hat, sehr leicht irreführt. Wenn aber hier der allgemeine Satz ausgesprochen wird, »man könne den Wert des Geldes nicht dadurch vermindern, daß man es unterstreiche oder in Majuskeln drucken lasse«, — so wage ich doch, dazu noch eine gewisse Analogie zu finden in dem Indossieren von Wechseln, das allerdings ihren Wert in dem geschäftlichen Zirkel, wo sie ihren »Kurs« haben, erhöht; freilich auch dies *simile claudicat*. Vielleicht aber ließe das Unterstreichen besser noch mit einer speziellen Bürgschaft, die ein Zahlender dafür übernehmen

würde, daß seine Münzen echt oder vollwichtig sind, sich vergleichen; das wird ihren Wert zwar nicht schlechthin, aber doch für den, der sie empfängt, erhöhen.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich den Einwand nicht für gültig erachte, daß die »Metapher« mit anderen, die von der Kritikerin für »wahrer« gehalten werden, sich nicht vereinigen lasse. Ich würde Metaphern nicht als mehr oder weniger »wahr«, sondern als mehr oder weniger illustrierend und dadurch nützlich hinstellen. Übrigens aber ist eine Metapher nicht dasselbe mit einer Analogie. Die Kritikerin unterscheidet selber, was ich wohl durch ein Beispiel erläutern darf. Wenn ich sage: dies Wort hat keinen Kurs-Wert mehr, so brauche ich offenbar eine Metapher, die so wenig »echte Analogie« in sich schließt, als wenn ich vom Strome des Lebens oder vom Zahn der Zeit spreche. Eine echte Analogie bedeutet, wenn ich mich nicht irre, daß mehr als ein Punkt der Ähnlichkeit vorhanden ist, daß es eine Ähnlichkeit in den Verhältnissen der Merkmale zueinander gibt, wie in einer mathematischen Proportion. Und dies wage ich aufrecht zu erhalten, daß eine echte Analogie existiert zwischen Worten als Zeichen von Ideen, und Münzen oder anderen Zeichen von Tauschwert.

Eine Gefahr haftet sicherlich allen Analogien wie allen Metaphern an, wenn sie nicht in gehöriger Weise verstanden werden (natürlicherweise werden Metaphern leichter verstanden). Aber die Kritikerin zeigt durch die Sätze, mit denen sie den Abschnitt schließt, deutlich, daß sie vortrefflich verstanden hat. Und in bezug darauf möchte ich hinzufügen, daß »Philosophie oder Wissenschaft oder überhaupt alles ernste Denken« schwerlich darauf abzielen kann, den »gewöhnlichen Leser« zu überzeugen oder zu unterrichten, der in der Regel alle diese Arten »gelehrten Jargons« allzugründlich verachten wird, und der in der Tat, wie Plato jungen Leuten rät, die nicht ihren Kursus in der Geometrie durchgemacht haben, »mein niedriges Dach« besser vermeiden wird. Denn, wie derselbe Plato (in der Republik) so trefflich sagt, keine Wissenschaft oder Lehre kann sich in Seelen einprägen, die nicht den ernstlichen Willen haben, sie zu empfangen, d. h. vor allem, sie zu verstehen. Und ist nicht dies Motto der wahre Kern dessen, worauf meine verehrte Gönnerin selber abzielt? —

Die »Anmerkungen« enthalten auch in bezug auf das zweite Kapitel meiner Schrift manche wertvolle Anregungen, die meine eigenen Ansichten über das »Übel und seine Heilmittel«, Ansichten, die ich nur zagend mitgeteilt habe, weiter zu entwickeln geeignet sind.

Insbesondere bin ich der Kritikerin dankbar dafür, daß sie auf die »nur zu gewöhnliche Verwechslung von Trennung und Unterscheidung« [im wissenschaftlichen Sprachgebrauch] aufmerksam macht. Was den Ausdruck »real« betrifft, so werde ich gewiß nichts dagegen haben, daß er für die »physische« Welt reserviert wird, sobald nur ein allgemeines Einverständnis herrscht, daß das »Reale« nicht das einzige »Existierende« oder gar »Seiende« ist. Alles wäre hier leicht zu erledigen, wenn nur Autoritäten anerkannt und Gesetze beobachtet würden.

Der dritte Teil der Anmerkungen führt mich zu den Schlußsätzen, die mich nur erfreuen können durch die volle Zustimmung und Würdigung, die meine Skizze über die Art der Abhülfe bei der aufgezeichneten Kritikerin gefunden hat. Ich gebe auch zu, daß es vielleicht schicklicher wäre, von einer internationalen Auskunftsstelle *(an International Council of Reference)*, anstatt von einer Akademie, zu sprechen, wenn nur jener Name nicht zu lang wäre.

Sicherlich sollte es nichts sein als ein beratendes Konzilium; es würde keine Zwangsgewalt haben; es würde nicht wirken außer durch Argumente und Gründe. Aber das Bedürfnis einer allgemeinen Sprache halte ich für gebieterisch; dasselbe Bedürfnis wird von den vorhandenen nationalen Akademien und gelehrten Gesellschaften eben jetzt sehr stark empfunden, und es ist sehr merkwürdig für mich gewesen, daß gerade ein Jahr später, als ich meine Preisschrift verfaßt hatte (also ehe sie gedruckt war), eine Konferenz dieser Akademien stattgefunden hat, die sich zum Ziele setzte, die Frage der Wiedereinsetzung des Lateins in seinen alten Rang als Sprache der Gelehrtenrepublik zu erörtern. Ich teile nicht die Besorgnis, der Lady WELBY Ausdruck gibt, daß »diese Wiedereinsetzung schlimmere Übel mit sich führen möchte, als die sind, zu deren Heilung sie bestimmt wäre;« denn das Neu-Latein wäre biegsamer und geschmeidiger als irgendwelche lebende Sprache, und könnte sehr wohl »der gegenwärtigen Neigung, archaische Redefiguren zu gebrauchen« entgegenwirken (anstatt, wie Lady WELBY meint, diese zu begünstigen); und was die Gefahr betrifft, von der hier ferner gesprochen wird, — nur durch die größte Behutsamkeit werde sich verhindern lassen, daß es die Fesseln des Formalisten noch fester schmieden würde, als sie schon sind — warum sollte diese größte Behutsamkeit nicht angewandt werden, um der Gefahr zu begegnen?

III.

Im Jahre 1903 erschien — London, Macmillan & Co. — das Buch: »*What is meaning? Studies in the development of significance.*« By V. WELBY (XI u 321 S.) Hierin entwickelt die Verfasserin ihre Idee einer Lehre, die sie *Significs* nennt (s. oben) und ihre schon erwähnte Unterscheidung der 3 Begriffe, die wir vielleicht besser, als oben geschehen, durch die Wörter »Sinn, Bedeutung, Hochsinn«, wiederzugeben versuchen. Es ist aber schwerlich möglich — wie wir wünschen möchten — den Gedankengang dieses Werkes in wenigen Sätzen zu charakterisieren. Ich glaube indessen, daß, trotz einer gewissen Undurchsichtigkeit in ihrem Denken und Wollen, die Verfasserin etwas so Hohes und Edles im Auge hat, daß wir von ihren Gefühlen und Ahnungen uns gern eine Weile in ferne Regionen entführen lassen dürfen. Der Leser wird alsbald erkennen, daß die Verfasserin etwas erstrebt, was weit über das Thema dieser Schrift hinaus zielt, wenn es auch darüber schwebt. Sie behauptet und beklagt, daß der Gedanke in ungehöriger Weise geltenden Formen, Regeln und Moden des Ausdruckes dienstbar sei, daß die Sprache sich in einem so zurückgebliebenen Zustande befinde, wie ehemals die örtlichen Kommunikationsmittel, daß dem enormen Fortschritt unseres Wissens ein Fortschritt oder eine Umwälzung in den Ausdrücken dieses Wissens folgen und sich anpassen müsse; die Sprache müsse im biologischen Sinne plastisch werden, und so immer mit einer höheren, rationalen Bewußtheit gebraucht werden. »Die Dunkelheit großer Schriftsteller ist oft die Folge gerade jener Gabe von Einsicht und Vorsicht, deren ihre Leser in der Regel ermangeln.« Von entscheidender Bedeutung ist die Richtigkeit, d. h. der tiefere Sinn von Metaphern und Analogien. Wir sollen von einer planetarischen zu einer solarischen, von dieser zu einer kosmischen Deutung aller unserer Erfahrung aufsteigen; dadurch soll diese ihre richtige Bedeutung erhalten; so erst werden wir von ptolomäischen zu kopernikanischen

Analogien, und darüber hinaus, uns erheben. Die Verfasserin versucht, Sätze über einen Gegenstand in die Terminologie eines anderen zu übertragen, und will so die innere Verwandtschaft und aufsteigende Ordnung aller Wahrheiten illustrieren. Der Mensch ist Ausdruck der Welt. Der primitive Geist wird beherrscht durch das Schema des 'Sinnes' d. h. der unmittelbaren Empfindung; das Schema der 'Bedeutung' hat sich mehr und mehr angebahnt, das Schema des 'Hochsinns' müssen wir erstreben. Alles Lebende sucht und fragt; das Warum? ist die eigentlich menschliche Frage. Der Erzieher der Zukunft wird das Warum? des Kindes gleichsam zum musikalischen Schlüssel der Erziehung machen. Das Kind muß vor allem lernen und davon ausgehen, den 'Sinn' von Worten und Dingen zu verstehen. Aber der Hochsinn, zu dem der erwachsene Mensch sich erheben soll, ist der Generalschlüssel zur Wirklichkeit. Der Mensch soll wissen, wie zu schaffen, wie zu denken, wie zu leben. Er kann schaffen nur auf dem planetarischen Niveau; er kann (und muß im höchsten Sinne) denken in der solarischen Welt. Aber leben, in dem verklärten Sinne, der das Leben wesentlich lebenswert macht, kann er nur im Kosmos. Er tritt ein in dies Leben, wenn er erreicht hat, den 'Hochsinn' zu schauen (oder — zu ahnen).

Zitate.

§ 46. BASTIAN in Zeitschrift für Völkerpsychologie V, 174. (Berlin 1868) S. 20
» 48. TYLOR, Die Anfänge der Kultur. Deutsche Ausg. I, 297. (Leipzig 1873) » 21
» 55. PASCAL *Pensées* I, 2. 3 . . . . . » 34
» 55 und Anmerkung 1. SIGWART, Logik I² § 376 . . . . . » 35
» 57. v. PHILIPPOVICH, Grundriß der politischen Ökonomie I, S. 178 . » 36
» 57. NASSE in Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie I, 319 » 37
» 57. A. WAGNER daselbst I, 431 . . . . . » 38
» 63. LOCKE, *Conduct of the understanding*; *Works in fol. Volume III.* p. 398. (London 1751) . . . . . » 45
» 63. EUCKEN, Geschichte der philosophischen Terminologie. S. 212. (Leipzig 1879) . . . . . » 45
« 64. EUCKEN 1. c. S. 162 . . . . . » 46
» 73. PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts II, 2. S. 664 . . » 55
» 73. LOCKE, *Essay on human understanding III*, 10. 34. *(Works I*, 237*)* » 56
» 73. EUCKEN 1. c. S. 162 . . . . . » 57
» 73. PAULSEN 1. c. II, 666 . . . . . » 58
» 74. KANT, W. W. IV, 466. (Hartenstein) . . . . . » 59
» 75. OSTWALD, Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. S. 25. (Leipzig 1895) . . . . . » 62
» 77. BICHAT, *Sur la vie et la mort.* I, art. 3 . . . . . » 66
» 77. CLAUDE BERNARD, *Leçons sur les phénomènes de la vie* p. 41. (Paris 1878) . . . . . » 66
» 79. CARUS, PAUL, *Primer of Philosophy* p. 190. (Chicago 1893) . » 67
» 81. JAMES, *Principles of psychology I*, 6. (London 1891) . . . . » 68
» 83. JAMES ibid. II, 486 und 562 . . . . . » 70
» 83. WUNDT, Physiologische Psychologie II, 4. 560. 567 . . . . . » 70
» 83. WUNDT, Grundriß der Psychologie S. 215. (Leipzig 1896) . . » 70
» 83. WUNDT, System der Philosophie. 2. Aufl. S. 379. (Leipzig 1897) » 70
» 83. HUXLEY, *Science and Culture* p. 237 ff. (London 1888) . . . . » 71
» 84. CHR. WOLF, *Philosophia prima sive Ontologia prolegg § 7* (ao. 1745) » 74
» 84. HEGEL, Logik: Werke III, S. 3 . . . . . » 74
» 85. Dritter internationaler Kongreß für Psychologie S. 15. und S. 18. (Müchen 1897) . . . . . » 75
» 91. WILKINS, JOHN, *An essay towards a real character and a philosophical language* p. 385. p. 21. (London 1668) . . . . . » 80
» 91. DESCARTES, *Lettres I*, p. 611 f. (Paris 1657) . . . . . » 81
» 91. LEIBNITZ, *Historia et commendatio linguae characteristicae universalis, quae simul sit ars inveniendi et judicandi: Oeuvres philosophiques ed Raspe* p. 535 ff. (Amsterdam und Leipzig 1765) . » 81
» 92. KANT, Kritik der reinen Vernunft. Ausg. Kehrbach S. 275. (I. Zweiter Teil, zweite Abteilung, erstes Buch, erster Abschnitt) . . . . » 82
» 97. LEIBNITZ, *Nouveaux essais* III, 9. 11. *Oeuvres ed Raspe* p. 299 . » 85
» 98. Vgl. z. B. DOVE, Maas und Messen. 2. Aufl. (Berlin 1853) JACOBI *Unité des poids et mesures.* (Petersburg 1865) . . . . . » 85

Klassiker der Naturwissenschaften.

I. Band: **Julius Robert Mayer** von **Dr. S. Friedländer.** Eleg. brosch. M. 3.—, eleg. gebd. M. 4.—

Wir wünschen dem jungen, hochbegabten Verfasser zu diesem prächtigen Buch von Herzen alles Glück und sehen mit gespannter Erwartung seinen ferneren Veröffentlichungen entgegen . . .

Johannes Schlaf in der Wiener „Zeit".

II. Band: **Charles Darwin** von **S. Lublinski.** Eleg. brosch. M. 2.40, eleg. gebd. M. 3.40

Wem es also um die Bekanntschaft mit einem geistreichen Buche zu tun ist und mit seinem Verfasser, dem können wir nur dringend anraten, diese Lublinskische Darwinschrift zur Hand zu nehmen und sich in ihren Inhalt zu versenken. **Berliner Tageblatt.**

III. Band: **Karl Ernst von Baer** von **Dr. Wilhelm Haacke.** Eleg. brosch. M. 3.—, eleg. gebd. M. 4.—

. . . . . Mit grossem Geschick hat Verfasser es verstanden, uns das Leben und die Werke Karl Ernst von Baers so vor Augen zu führen, dass auch der gebildete Laie dafür Interesse gewinnen muss. . . .

New Yorker Staatszeitung.

IV. Band: **Varenius** von Professor **Dr. S. Günther.** Eleg. brosch. M. 3.50, eleg. gebd. M. 4.50

Wem, der von irgend einer Seite der geographischen Wissenschaft genaht ist, wäre nicht der Name Varenius einer der geläufigsten! Aber für weitaus die meisten bleibt er doch leider eben nur ein Name. . . . Es ist daher mit grösster Freude zu begrüssen, dass einer unserer allerbesten Kenner der Geschichte der Erdkunde in der neubegründeten Thomas'schen Sammlung ein leicht zugängliches Bild dieses Mannes aus seinen Werken uns entworfen hat. **Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde.**

V. Band: **Plato und Aristoteles** von **L. Brieger-Wasservogel.** Eleg. brosch. M. 3.50, eleg. gebd. M. 4.50

. . . . Trotzdem bleibt das mit einer Abbildung Platos versehene Werk sehr empfehlenswert und wird sicher seinen Weg bei allen denjenigen finden, die sich nicht mit einseitiger Fachbildung zufrieden geben wollen.

Strassburger Post.

VI. Band: **Hermann Helmholtz** von **Dr. J. Reiner.** Eleg. brosch. M. 3.50, eleg. gebd. M. 4.50

. . . . In recht geschickter Weise hat Verfasser im Anschluss an die Biographie ein Bild der physikalischen Weltanschauung seines Heros gezeichnet, und dann in zwei umfangreichen Abschnitten den wesentlichsten Inhalt der Lehre von den Tonempfindungen und der physiologischen Optik gemeinverständlich skizziert. **Naturwissenschaftliche Wochenschrift.**

Gegenseitige Hilfe in der Entwickelung

von

Fürst Peter Kropotkin.

Ein stattlicher Band in bester Ausstattung.
Brosch. M. 8.—, in Halbfranz gebd. M. 10.—.

Aus den Urteilen:

. . . . Es (das Buch) dürfte **eines der schönsten und lehrreichsten der Gegenwart sein** und sollte, wie die Selbstbiographie des Verfassers, rasch in alle Sprachen übersetzt werden. Denn es hat noch grösseren Wert als seine Selbstbiographie, so trefflich diese auch ist . . .

Georg Brandes in „Gestalten und Gedanken".

Gustav Landauer, der kürzlich den „Meister Eckehart" herausgab, hat dies herrliche Buch des Fürsten Kropotkin übersetzt. **Ich meine, seine Lektüre ist eine Wohltat.** . . . Wer einen guten und erfrischenden Labetrunk tun will von der Quelle der Wahrheit, wer zurück will zu dem Glauben an die guten und edlen Eigenschaften der menschlichen Seele, dem sei die Lektüre dieses hervorragenden Buches ans Herz gelegt. Wissenschaft korrigiert hier Wissenschaft. Und es ist das Werk eines Menschenfreundes. Und es ist für jeden geschrieben.

Johannes Schlaf in einer ausführlichen Besprechung in „Die Zeit" (Wien).

. . . . . Es (das Buch) ist nicht nur den Tatsachen nach von höchstem Interesse, ist nicht nur von einer wahrhaft prachtvollen Grösse des Wurfs und der Ausführung, sondern es bietet ausser den wahrheitssuchenden Gelehrten und dem geniessenden Ästhetiker auch dem an seiner Zeit leidenden Menschen eine köstliche Gabe . . . . .

Dr. Franz Oppenheimer in einem grösseren Aufsatz in „Freistatt".

Ginge die Wertschätzung russischer Autoren bei uns nicht nach Tageslaunen, sondern nach ihrem wissenschaftlichen, menschlichen und richtig verstandenem Kulturwert, so würde Kropotkins Name nahe dem von Tolstoi genannt werden und die Mehrzahl der russischen Tagesgrössen weit überblenden. Ich wünschte zu seiner Einführung und dauernden Schätzung namentlich das Bekanntwerden dreier Werke von ihm in Deutschland: seiner „Memoiren", seiner in Deutschland noch nicht erschienenen, programmatisch wertvollen Rede „L'Anarchiste et son idéal" und **seiner herrlichen Schrift „Gegenseitige Hilfe in der Entwickelung"** — das einzige mir bisher bekannt gewordene Gedankengebäude, das dem Nietzsches gegenüber auf festen, eigenen Füssen steht. Und als Schreiber von der Kunstwartrichtung möchte ich zugleich nicht verfehlen, den Dank des Bücherfreundes für die geschmack- und wertvolle Ausführung des Übersetzungsbandes auszusprechen.

Hermann Häfker.

Unsere angesehensten Kritiker und unsere besten Zeitschriften haben sich in diesem Sinne geäussert.

Verlag von THEOD. THOMAS in Leipzig.

Dr. **Eugen Dühring**

Logik u. Wissenschaftstheorie.

Denkerisches Gesammtsystem
verstandessouveräner Geisteshaltung.

Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage.
Eleg. brosch. M. 10.—, in Halbfranz gebd. M. 12.—

Der Ersatz der Religion

durch Vollkommeneres
und die

Abstreifung alles Asiatismus

von

Dr. Eugen Dühring.

Dritte umgearbeitete Auflage.
Eleg. brosch. M. 4.50, gebd. M. 5.50

Prospekt mit genauer Inhaltsangabe gratis und franko.

Die Überschätzung Lessing's

und seiner Befassung mit Literatur.

Zugleich eine neue kritische Dramatheorie.
Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage.
Eleg. brosch. M. 2.50, geb. M. 3.25.

Waffen, Capital, Arbeit.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Eleg. brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.25.

Darwin und der Staat

Preisgekrönte Arbeit von

Dr. F. Lütgenau

Eleg. brosch. M. **3.20**, gebd. M. **4.—**

. . . . Ohne ganz mit dem Verfasser in dieser allgemeinen Schlussfolgerung sowohl als in den einzelnen Ausführungen übereinzustimmen, müssen wir doch bekennen, dass wir selten eine so vorzügliche, sachliche und kritische Darstellung und Würdigung des Darwinismus und der bezügl. Verhältnisse des Menschen gelesen haben. Namentlich die Kapitel über Deszendenztheorie und Rechtspflege, Deszendenztheorie und Ehe, Deszendenztheorie und Pädagogik verdienen weiteste Beachtung und enthalten viele Sätze, die man geradezu „goldene Worte" nennen könnte.

Die Umschau.

Vom Strome des Seins

Blicke auf unser künftiges Weltbild

von

Dr. Wilhelm Haacke.

Eleg. brosch. **Mk. 1.50.**

. . . . Im Verlag von Theod. Thomas in Leipzig erschien vor kurzem eine kleine Schrift aus der Feder des bekannten Zoologen und Schriftstellers Dr. Wilhelm Haacke, die sich „Vom Strome des Seins" betitelt. In dieser kleinen Schrift legt der Autor neue Ideen einer Weltanschauung nieder . . . . Das 1. Kapitel der Schrift handelt vom „Wirklichen" . . . . Wirkliches ist nach ihm das Weiss des Papieres, jede Farbe, Ton, Schall, Duft, Geschmack, jede Wärme und jede Kälte, jede Weichheit, Härte, Rauheit und Kälte. Diese Wirklichkeitselemente nennt er Naturate . . . . Am Schlusse seiner Ausführungen, die, mag man sich zu des Autors Ansichten stellen, wie man will, ein ausserordentlich tiefes Denkvermögen desselben bekunden, kommt der Verfasser zu dem Ergebnis: „Der Welt der Naturate, der Welt, mit der es Naturwissenschaften, Psychologie und Philosophie zu tun haben, der Welt, die der Wissenschaft zugänglich ist, entstammen die Naturate, entstammt die uns gegebene Wirklichkeit nicht. Diese Welt ist in Raum und Zeit gebannt. Aber es gibt noch eine andere Wirklichkeit, uns unzugänglich zwar, darum aber nicht minder wirklich, die raum- und zeitlose Welt des Ewigen, die Urheimat des Geistes". Man sieht, der Autor steht auf einem dualistischen Standpunkt, dieses geht aus dem folgenden Satze hervor: „Durch die Erkenntnis, dass die uns gegebene Wirklichkeit Fluss ist, wird auch der für unser Gemütsleben so notwendige Glaube an den ewigen, die in Raum und Zeit gebannte Natur ununterbrochen schaffenden Geist wieder ermöglicht". Die kleine inhaltsreiche Broschüre sollte von jedem denkenden Menschen gelesen werden.

Berliner Tageblatt.

Des

Volkes Kraft und Schönheit.

Ein Hausbuch

von

Dr. med. J. Schneider.

Mit 111 Abbildungen.

Eleg. brosch. M. **10.—**, eleg. geb. M. **11.50.**

. . . . Ich kenne kein Buch, welches als Unterlage für populär-medizinische Vorträge besser geeignet wäre . . . . **Deutsche Städtezeitung.**

Dieses prachtvoll ausgestattete Buch verdient weiteste Verbreitung . . . . **Bilz' Gesundheitsrat.**

Das Werk ist von unseren besten Zeitschriften ausgezeichnet besprochen worden, ein Prospekt mit Inhaltsangabe steht Interessenten gratis und franko zur Verfügung.

Das Evangelium der Natur.

Ein Buch für jedes Haus

von

Heribert Rau.

8. Auflage. Mit ca. 90 Abbildungen und dem Bild des Verfassers.

Eleg. brosch. M. **6.—**, eleg. gebd. M. **7.50.**

Der Mensch als Tierrasse
und seine Triebe.

Beiträge zu Darwin und Nietzsche

von

Dr. W. Rheinhard.

Eleg. brosch. M. **3.—**, eleg. geb. M. **4.—.**

Professor Dr. Ludwig Büchner.

Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Mit Bildnis, Biographie und Faksimile des Verfassers. 20. und 21. Auflage. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—. Wohlfeile Ausgabe Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.—.

Natur und Geist oder Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die realphilosophischen Fragen der Gegenwart. — 3. Auflage. Preis Mk. 4.50, gebd. Mk. 5.50.

Physiologische Bilder. 2 Bände. Preis à Mk. 5.—, gebd. à Mk. 6.—.

Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen in allgemein verständlicher Darstellung. 2 Bände. Preis à Mk. 6.—, gebd. à Mk. 7.—

Aus dem Geistesleben der Tiere oder Staaten und Taten der Kleinen. 4. Auflage. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Liebe und Liebesleben in der Tierwelt. Zweite Auflage. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Licht und Leben. Drei allgemein verständliche naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. Zweite Auflage. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—

Die Darwinsche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt. 5. Auflage. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—.

Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft. Dritte Auflage. Brosch. Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.—.

Gott und die Wissenschaft. Dritte Auflage. Broschiert Mk. 1.50.

Über religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung. Brosch. Mk. 1.50.

Zwei gekrönte Freidenker. Ein Bild aus der Vergangenheit als Spiegel für die Gegenwart. Brosch. Mk. 1.50.

Meine Begegnung mit Ferdinand Lassalle. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Nebst 5 Briefen Lassalles. Brosch. 75 Pfg.

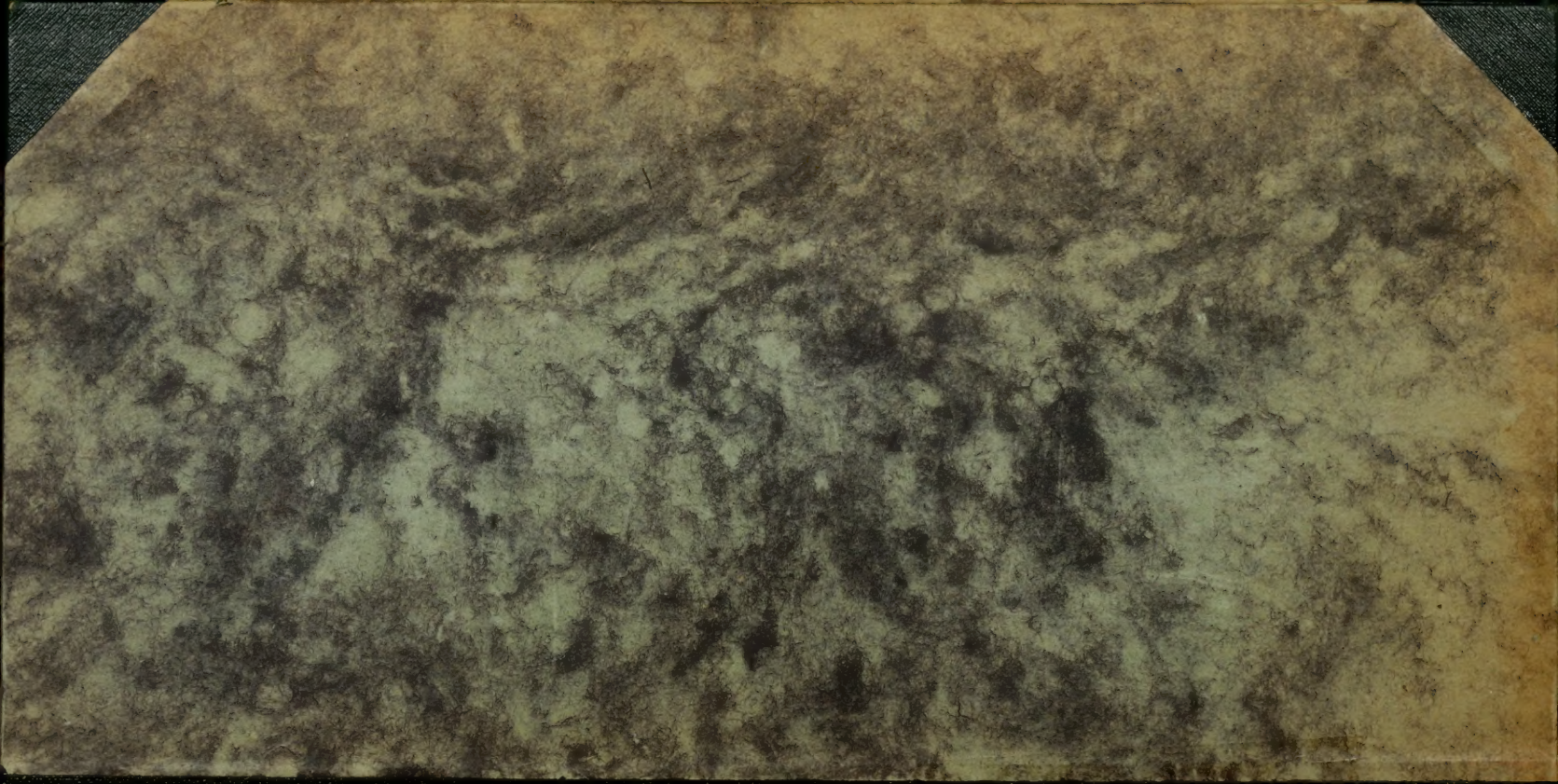
Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

B
49
T6

Tönnies, Ferdinand
Philosophische Terminologie

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY



UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 15 14 014 0